

Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

I 448/8150

Seminar für Volkskunde
der Universität Kiel

Juv. 23012

TOP 24

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern.

Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder.

Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Typoskripte oder besser Disketten (in allen Formaten) bitte an:

Dr. Nils Hansen, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-3179 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hansen@volkskunde.uni-kiel.de

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der

30. April 2003

Titelbild:	Soldat im Garten eines Soldatenlagers, Erster Weltkrieg. (Dorfmuseum Schönwalde)
TOP 24/2002	
Herausgeberin:	Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.
Redaktion für dieses Heft:	Renko Buß M.A., Dr. Nils Hansen, Dr. des. Nina Hennig, Ute Hinrichsen M. A.
EDV-Layout:	Katja Nawroth
Geschäftsstelle der GVSH:	Dr. des. Nina Hennig, c/o Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde, Universität Kiel, Olshausenstr. 40, 24098 Kiel, Tel. (0431) 880-2966 • Fax (0431) 880-1705, e-mail: hennig@volkskunde.uni-kiel.de
Bankverbindung der GVSH:	Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg
Konto Nr.:	13 796 (BLZ: 214 500 00)

Inhaltsverzeichnis

Aufsätze

<i>Claudia van Bruinessen</i> , Knipsen im Krieg: Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs aus dem Bestand des Dorfmuseums Schönwalde	4
<i>Renko Buß</i> , Zur Differenzierung von Arbeitern, Handwerkern und Angestellten im Kieler Schiffbau um 1900	14
<i>Kai Detlev Sievers</i> , Erinnerungen an das Fach Volkskunde an der Universität Kiel während der Jahre 1958-1966	24

Berichte und Mitteilungen

<i>Jutta Buchner-Fuhs</i> , Gender Studies – ein neuer Studiengang an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel?.....	32
<i>Nina Hennig</i> , Mitgliederversammlung der GVSH am 15. Juni 2002	39
<i>Katja Stark</i> , Praktika für Studierende der Europäischen Ethnologie/ Volkskunde in Norddeutschland. Ein Projektbericht	41
<i>Annelie Stobinsky-Ataeli</i> , „Dat ole Hus“. Zur Geschichte eines privaten Freilichtmuseums	45
<i>Guntram Turkowski</i> , „Schönes Wochenende! Freitag, Samstag, Sonntag im Blick der Menschen Schleswig-Holsteins.“ Ein Projektbericht	50

Buchbesprechungen	54
-------------------------	----

Knipsen im Krieg: Bildpostkarten des Ersten Weltkriegs aus dem Bestand des Dorfmuseums Schönwalde

Claudia van Bruinessen

Als 1839 der Franzose Daguerre den Vorläufer der Fotografie, die Daguerreotypie erfand, ahnte sicherlich noch niemand, daß etwas mehr als 100 Jahre später fast jeder Haushalt in Deutschland einen Fotoapparat sein Eigen nennen würde. Das zu Beginn so exklusive und elitäre neue Medium „verkam“ zu einem Massenprodukt und wurde von den meisten Menschen hauptsächlich zur Dokumentation inoffizieller und privater Ereignisse verwendet. Anfänglich wurden diese Leute von den beruflich und künstlerisch motivierten Fotografen allgemein mit dem eher negativ besetzten Begriff „Knipser“ bezeichnet. Doch gerade diese Knipsersfotos haben aus heutiger Perspektive einen besonders hohen Stellenwert, denn sie sind in mancherlei Hinsicht das einzige visuelle Zeugnis, das uns vom alltäglichen Leben und der Lebenseinstellung der uns vorangegangenen Generationen berichtet. Zusätzlich ermöglichen uns die Fotos einen Einblick in Psyche der fotografierenden Person, wie zum Beispiel die hier behandelten Knipsersbilder und Feldpostkarten von Soldaten des Ersten Weltkriegs.

Während eines Praktikums im Dorfmuseum Schönwalde, am Bungsberg in Ostholstein gelegen, wurde mir unter anderem die Aufgabe erteilt, einige der vorhandenen Fotografien für das Archiv des Museums zu inventarisieren. Dabei stieß ich auf einen großen Bestand an Feldpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg, deren Originale von Soldaten aufgenommen worden waren¹. Eine kleine Auswahl dieser Postkarten werde ich im folgenden auf ihre Motive und die mögliche dahinterstehende Motivation hin analysieren. Dabei stütze ich mich hauptsächlich auf die von Bodo von Dewitz in seinem Aufsatz über fotografierende Soldaten im Ersten Weltkrieg vorgenommene Einteilung der Fotos gemäß ihrer Motive², werde jedoch nur auf eine dieser Gruppen mit Beispielen aus dem Fotoarchiv des Dorfmuseums Schönwalde eingehen.

¹ Viele der Kriegsfotografen des Ersten Weltkriegs kauften das bereits vorhandene Bildmaterial von selbst fotografierenden Soldaten auf und ließen die Bilder dann als Postkarten veröffentlichen. Vgl. dazu Bodo von Dewitz: Schießen oder fotografieren? Über fotografierende Soldaten im Ersten Weltkrieg. In: Fotogeschichte, 12 (1992), H. 43, S. 49-60, hier S. 52. Es gab aber auch die Möglichkeit für Soldaten, ihre Fotografien in Postkartenform entwickeln zu lassen.

² Wie Anm. 1.

Das Aufkommen der Amateurfotografie

Ende der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts realisierte vor allem das Bürgertum aufgrund der fortschreitenden Industrialisierung, wie wichtig Freizeit war. Um der Eintönigkeit des täglichen Lebens zu entfliehen, begann man sich für Tätigkeiten zu interessieren, die sich deutlich vom Alltag abhoben. Eine dieser Tätigkeiten war das Fotografieren, das speziell in den letzten zwei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Anhänger gewann. Diese neue Freizeitbeschäftigung war jedoch mit recht hohen Kosten verbunden und daher nur einem engen Kreis zugänglich. Als sich Ende der 1880er Jahre die Kosten langsam verringerten, breitete sich die Amateurfotografie allmählich weiter aus. Bald jedoch begann sich die große Gruppe der Amateurfotografen zu spalten. Auf der einen Seite standen diejenigen, die mit einem künstlerischen Anspruch an ihr Werk gingen, auf der anderen Seite die sogenannten Knipser.

Der Knipser

Der Knipser selbst verfolgt keine künstlerischen Absichten mit seinen Fotografien, ihm geht es in erster Linie um das Festhalten eines für ihn wichtigen Moments. Die einschlägigen Fotos werfen jedoch ein Problem auf, das die Aufnahmen der Berufs- oder Amateurfotografen nicht oder fast nicht kennen: Sie gehören stets in einen Erzählzusammenhang, ohne einen erläuternden Kommentar oder Text sind sie kaum zu „entschlüsseln“ und zu verstehen³. Dies trifft auch auf die Knipsersfotos der Soldaten des Ersten Weltkriegs zu. Da diese Fotos jedoch meist entweder als Postkarte oder zusammen mit einem Brief verschickt wurden, erhält der Betrachter/Leser oft Informationen über das persönliche Umfeld des Absenders bzw. des Fotografen und ist so in der Lage, die Abbildungen zu verstehen, selbst dann, wenn auf ihnen kaum etwas zu erkennen ist. Diesen Vorteil machten sich auch die Autoren zunutze, die sich bisher mit dem Thema „knipsende Soldaten“ beschäftigten. Ohne diese Hilfe wäre eine Interpretation der Fotos in der Weise, wie sie erfolgt ist, nicht möglich gewesen.

Vom Soldaten zum Knipser

Wie bereits erwähnt, gab es in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg nur wenige Leute, die eine Kamera besaßen. Sollten Fotos gemacht werden, ging man normalerweise in ein Fotoatelier oder ließ einen Berufsfotografen kommen. Im militärischen Alltag beschränkten sich die Situationen, die als fotogen eingestuft wurden, im wesentlichen

³ Zum Problem der privaten Fotografie siehe Detlef Hoffmann: Private Fotos als Geschichtsquelle. In: Fotogeschichte, 2 (1982), H. 6, S. 49-58.

auf die sportliche Ausbildung und auf die Übungen im Schießstand, da Routine nicht unbedingt zu den erinnerungswürdigsten Dingen des Soldatenlebens zählte.

Mit dem Ausbruch des Krieges 1914 änderte sich dann die Einstellung vieler Menschen zur Fotografie, und es kam zunächst zu einem Anstieg der Auftragslage der Berufsfotografen. Es wurden jetzt vermehrt Personen- und Familienfotos angefertigt, die man zur Erinnerung an den ausgerückten Soldaten bzw. die zurückgelassenen Angehörigen aufbewahrte. Später betätigten sich viele Soldaten selbst als Fotografen, sie nahmen fast alles auf, was ihnen vor die Linse kam. Zu Beginn ging man noch davon aus, daß der Krieg kurz und vor allem siegreich sein würde. Daher hatten die Soldaten nicht das Bedürfnis, einen Fotoapparat mitzunehmen. Mit dem Andauern des Krieges stieg aber der Wunsch „nach dem ständigen Besitz und Mitführen einer Kamera“⁴, da die Soldaten merkten, daß sie an etwas nicht unbedingt Alltäglichem teilnahmen, das sie dokumentieren wollten. Viele ließen sich daraufhin eine Kamera per Feldpost zuschicken, und es kam durch diese „neue Leidenschaft“ der Soldaten zu einem enormen Aufschwung innerhalb der Fotoindustrie und des Fotohandels während der vier Jahre des Krieges⁵.

Motivation und Motive der knipsenden Soldaten

Die Motivation für die Fotos der Soldaten läßt sich heute nur noch aus den Bildern selbst und den dazugehörigen schriftlichen Kommentaren ableiten. Da sich viele der Motive und Kommentare ähneln, wird in den bisher vorliegenden Untersuchungen zu diesem Thema der Schluß gezogen, daß viele Soldaten aus den gleichen Gründen ähnliche Motive und Darstellungsweisen gewählt haben, auch wenn dieses eher unbewußt geschehen sein mag.

Ein wichtiger Motivationsfaktor war die Abwesenheit von der gewohnten Umgebung und dem gewohnten Umfeld. Die Soldaten wollten deshalb durch ihre Fotos bestimmte Dinge mitteilen, wie zum Beispiel: So sehe ich/sehen wir jetzt aus; so wird gelebt; so wird Krieg geführt etc. Außerdem wollten sie bestimmte Entwicklungen veranschaulichen und bestimmte Ereignisse zur späteren Erinnerung festhalten. Der gewohnte Gang des Lebens war durch den Krieg unterbrochen worden, und der militärische Alltag war anderen Verhältnissen und Regeln unterworfen. Die Unterschiede zwischen „jetzt“ und „vorher“ wollte man per Foto verdeutlichen, ebenso wie die Tatsache, daß man noch am Leben war. Diese Fotografien lassen sich, ent-

⁴ Dewitz 1992, wie Anm. 1, S. 50.

⁵ Vgl. Tim Starl: Knipsen. Die Bildgeschichte der privaten Fotografie in Deutschland und Österreich von 1880 bis 1980. München 1995, S. 73. Vgl. auch Dewitz 1992, wie Anm. 1, S. 51.

sprechend ihrer Motive, die verschiedene Stationen des Soldatenlebens dokumentieren, in mehrere Gruppen einteilen:

Gruppe 1: Darstellung der Soldaten in ihrem sozialen Gefüge

In diesen Fotos hielten die Soldaten diejenigen Abschnitte ihres militärischen Daseins fest, die ihre Lebensumstände und ihre momentanen Gefährten betrafen (Freunde, Kameraden, Truppe, Vorgesetzte etc.). Es sollte alles in allem ein „geordnetes Leben“ demonstriert werden, das wie zu Hause bestimmt wurde vom Wechsel zwischen Arbeit und Freizeit, dem Zusammensein mit Kollegen, Freunden und „Familie“.

Gruppe 2: Dokumentation der Kriegserfolge und der eigenen Überlegenheit

Diese Gruppe von Fotos zeigt erbeutete Waffen und eroberte Stellungen des Feindes, verwüstete Orte im ehemaligen Feindesland und zerstörte Gebäude. Oftmals posierten die Soldaten im Vordergrund der Bilder, um damit Stärke und Unverwundbarkeit zu demonstrieren. Ähnliche Zwecke hatten Fotos von leeren Schlachtfeldern, nahen feindlichen Stellungen oder Aufnahmen des Kampfesgeschehens.

Gruppe 3: Lazarettaufnahmen

Eine weitere Gruppe von Fotos, die vom eigenen Überleben erzählte, bilden Aufnahmen von Lazarettaufenthalten. Zusätzlich berichten diese Fotos von der momentanen Sicherheit, in der man sich hier, außerhalb der eigentlichen militärischen Gefahrenzone, befand.

Gruppe 4: Kriegsmerkwürdigkeiten

Bei der Gruppe der Kriegsmerkwürdigkeiten handelt es sich um Bilder von Dingen, die den Knipsern ungewöhnlich erschienen. Zu Beginn des Krieges gehörten zum Beispiel in zerstörten Ortschaften noch aufrecht stehende Mauern von Häusern oder Kirchen dazu. Später wurde dann der Stellungskrieg selbst zu einer Merkwürdigkeit. Besonders auffällig sind jedoch die Christusfotografien. Hierbei handelt es sich um Kreuzfixe, die trotz des Kampfgeschehens unzerstört blieben. Offenbar haben sie die fotografierenden Soldaten tief beeindruckt.

Analyse der Feldpostkarten des Dorfmuseums Schönwalde

Die für diese kleine Untersuchung ausgewählten Postkarten sind alle zur oben genannten Gruppe 1 über die Darstellung des sozialen Umfeldes der Soldaten zu zählen und gehören zu den wenigen Karten des Dorfmuseums Schönwalde, die einen begleitenden Text oder Kommentar aufweisen. Dieser Text muß bei der Interpretation der Feldpostkarten mit in Betracht gezogen werden.

Abbildung 1 zeigt mehrere Soldaten, die ihr Lager an einem Fluß in einem Wald aufgeschlagen haben. Das teilweise unscharfe Foto wurde von einem der Beteilig-



Abb. 1: Soldatenlager an einem Fluß.

ten aufgenommen, worauf der umseitige Text hinweist. Dort wird geschrieben, daß es eine leider etwas mißlungene Aufnahme des Absenders ist. Ansonsten nimmt der Text aber keinerlei Bezug auf das Dargestellte. Aufgrund des gewählten Motivs und der Art der Darstellung läßt sich dennoch etwas über die Motivation des Fotografen bzw. Absenders sagen. Er will seinen Angehörigen zu Hause mit diesem Foto zeigen, wie er jetzt lebt und mit wem er jetzt lebt. Der Soldat, der mit einem Metalltopf Wasser aus dem Fluß zu schöpfen scheint, verleiht der gesamten Situation einen Anstrich von Normalität, da mit ihm signalisiert wird, daß trotz der Lage, in der sich die betroffenen Personen befinden, alltägliche Arbeiten verrichtet werden müssen. Die bei einigen der abgebildeten Soldaten zu beobachtende entspannte Körperhaltung ist ebenfalls ein Hinweis für den Betrachter, daß das Leben im Krieg nicht so schrecklich sein kann wie eventuell vermutet, da sich alle wohl zu fühlen scheinen. Der im umseitigen Text enthaltene Gruß des Zuges an die Empfänger der Karte läßt darauf schließen, daß das Verhältnis der Soldaten zueinander familiär geprägt ist, da offenbar alle wissen, an wen die Karte gerichtet ist und anscheinend die betreffen-

den Personen aus Erzählungen kennen. Es läßt sich daraus schließen, daß die Kameraden hier die Familie und Freunde ersetzen. Diese Nachbildung bekannter sozialer Gefüge verleiht dem Leben der Soldaten wiederum Normalität und gibt den Angehörigen zu Hause das beruhigende Gefühl, daß man nicht allein und isoliert ist, sondern - so wie daheim - im Schoß der Ersatzfamilie Schutz und Geborgenheit gefunden hat.

Eine weitere Postkarte (Abb. 2), von dem selben Soldaten geschrieben wie die vorherige, zeigt ihn sozusagen im Kreis „seiner Lieben“. Hier stehen fünf Soldaten hintereinander im Schützengraben bei Lassigny. Die teilweise Unschärfe des Fotos und der Kommentar, daß die umstehende Aufnahme aus dem Schützengraben sei, läßt ebenfalls darauf schließen, daß diese Aufnahme von einem Soldaten gemacht wurde. Obwohl, wie im Kommentar angemerkt, vom Graben selbst nicht sehr viel zu erkennen ist, kann sich der Betrachter allein aufgrund des Hinweises, daß es sich um den Schützengraben handelt, ein Bild von den Lebensumständen machen. Dieses Foto ist jedoch hauptsächlich dazu gedacht, den Absender im Kreis seiner Freunde und „Ersatzfamilie“ zu zeigen, damit die Angehörigen zu Hause wissen, mit wem man seine Zeit verbringt, mit wem man zusammenlebt. Die kaum erkennbare Pfeife, die der im Vordergrund stehende Soldat in seiner Hand hält, läßt sich als Hinweis darauf interpretieren, daß trotz der Kriegssituation Zeit und Muße vorhanden sind, diese Pfeife entspannt zu genießen. Dadurch erscheinen die Lage der Soldaten und sie selbst als ruhig und gelassen, und den Empfängern der Karte wird durch diese Art der Selbstdarstellung mitgeteilt, daß es momentan keinen Grund gibt, sich Sorgen zu machen.

Abbildung 3 hat eine ähnliche Absicht, auch wenn die dargestellte Situation selbst vollständig inszeniert ist. Dieses Foto zeigt mehrere Soldaten im Schützengraben bei Lassigny, ebenfalls vom selben Absender verschickt wie Abbildung 1 und 2. Die abgebildeten Soldaten sind gerade dabei, sich eine Mahlzeit zuzubereiten. Das Inszenierte an dieser eher alltäglichen Situation besteht darin, daß es sich bei der Speise auf dem Teller des knienden Soldaten um Handgranaten handelt, während der hinter ihm stehende Soldat Geschützmunition wie eine Flasche Wein in seiner Hand hält. Einerseits wird mit dem Foto versucht, Normalität zu erzeugen, indem es sich auf Alltägliches bezieht, nämlich das Zubereiten einer Mahlzeit. Andererseits wird die eben erzeugte Normalität sofort wieder durchbrochen durch die Nutzung von Munition als Nahrungsmittelattrappe. Diese Inszenierung ist ganz sicher bewußt geschehen, da sie als Scherz gedacht war. Sie sagt jedoch unbewußt sehr viel über die Psyche der Soldaten aus. Es scheint diesen jungen Männern trotz allem sehr wohl bewußt zu sein, daß die Situation, in der sie sich befinden, durchaus nicht normal ist. Sie scheinen ihre Lage als bedrohlich und angespannt zu erleben,



Freizeit im Schützengraben
1914/15 im Westen
Nähe Langenlonsdorf

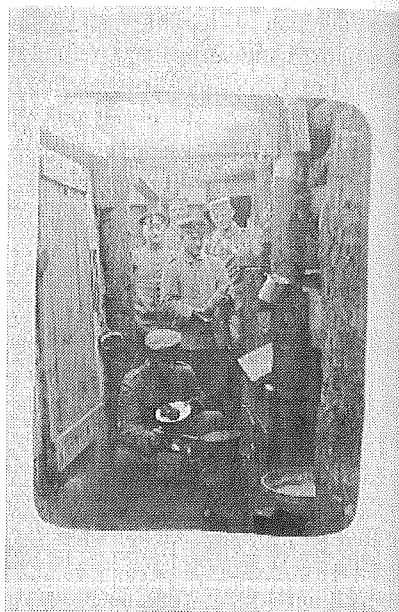


Abb. 2: Gruppenbild im Schützengraben.

Abb. 3: Gruppenbild im Lager.



Abb. 4: Soldaten beim Ausheben eines Schützengrabens.

was mit den humoristischen, fast schon satirischen Mitteln der Darstellung dieser Szene bewältigt werden soll⁶. Die Postkarte ist also als Beleg dafür anzusehen, daß die Soldaten versuchten, eine Art Normalität zu schaffen, um die aus der Anomalität des Krieges resultierenden Spannungen abzubauen.

Zur weiter oben beschriebenen Gruppe 1 gehören aber nicht nur Fotografien, die das soziale Umfeld und das tägliche Leben der Soldaten darstellen, sondern auch Aufnahmen, die ihre Arbeit und diverse Freizeitbeschäftigungen dokumentieren. Beispiele dafür liefern die Abbildungen 4 und 5.

Abbildung 4 ist eine der vielen Postkarten ohne jeglichen Text oder Kommentar. Das Foto zeigt drei Soldaten beim Ausheben des Schützengrabens. Der am unteren Rand zu sehende Schatten weist darauf hin, daß dieses Foto ebenfalls von einem Soldaten aufgenommen wurde. Die abgebildete Szene soll einen Teil des Alltags der Soldaten demonstrieren. Sie zeigt dem Betrachter, daß der Krieg nicht nur aus Gefechten besteht, sondern auch aus „ganz normalen“ Arbeiten. Ferner erzeugt das Bild den Eindruck, daß das Soldatenleben genauso wie das Leben zu Hause vom ständigen Wechsel zwischen Arbeit und Freizeit bestimmt ist. Vor allem im Zusammenhang mit der nächsten Abbildung wird dieser Wechsel besonders deutlich, auch wenn die Bilder selbst nicht zusammengehören.

Abbildung 5 zeigt einen Mann mit einer Gießkanne, der in einem Garten steht. Der umseitige Text erklärt, daß dies der Garten sei, der vor der Behausung der Soldaten liegt. Dem Betrachter und Leser der Postkarte wird auch hier wieder eine heile und normale Welt suggeriert, die nur gestört wird durch die Uniform, die der Mann trägt. Es hat den Anschein, als ob sich das Leben an der Front kaum vom Leben daheim unterscheidet. Die dargestellte Situation hat etwas sehr Normales, fast schon Idyllisches an sich. Diese Darstellung von Freizeit soll dem Empfänger signalisieren, daß das Leben normal und in altbekannten Kategorien, wie zum Beispiel Alltag, Freizeit, Arbeitszeit verläuft. Weiterhin wird die Vorstellung erweckt, daß der Krieg selbst nicht so schrecklich sein kann wie eventuell angenommen, da man trotz allem die Ruhe hat, etwas im Garten anzupflanzen und zu pflegen. Es läßt sich also dem Anschein nach an der Front ganz normal wie zu Hause leben.

6 Humor, Ironie und Satire werden oftmals dann angewandt, wenn man sich in einer kaum zu ertragenden und bedrohlichen, angespannten Situation befindet - wer kennt nicht die oftmals befreiende Wirkung von Gelächter? Vgl. dazu Walter Blair: Native American Humor. San Francisco 1960 und ders.: Some Values of American Humor. In: American Humor: An Interdisciplinary Newsletter, Vol. I-III, 1.2.1974, S. 1-8. Obwohl hier hauptsächlich der in Amerika entstehende Humor behandelt wird, können die Aussagen über die befreiende und erleichternde Funktion von Humor in Krisensituationen global gesehen werden.



Abb. 5: Soldat im Garten vor dem Lager der Soldaten.

Abschließende Betrachtung

Die hier präsentierten, wenigen Fotografien bilden nur einen sehr geringen Teil der im Dorfmuseum Schönwalde vorhandenen Fotos und Feldpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg. Insgesamt sind rund 250 Stück gesammelt worden, wovon etwa 65 zu der oben behandelten Themengruppe gehören. Bei der Betrachtung dieser Aufnahmen ist rasch zu erkennen, daß die knipsenden Soldaten nicht nur Informationen über das Leben an und hinter der Front vermitteln wollten, sondern auch versuchten, die Angehörigen zu Hause zu beruhigen. Mit den von ihnen auf den Fotos festgehaltenen Situationen sollten den Empfängern die Angst vor dem Krieg und die Sorge um das Leben des Absenders genommen werden. Aber diese Fotos waren sicherlich auch von großer Bedeutung für die Soldaten. Sie dienten nicht nur später der Erinnerung an die Menschen, mit denen man den Krieg durchlitten hatte, sondern schon während des Krieges zur eigenen Beruhigung. Das Anschauen der Fotos vermittelte den Soldaten ein Gefühl der Sicherheit, daß sie unbesiegt seien und es irgendwie schaffen würden zu überleben. Wenn dies auch nicht für alle Soldaten zutraf, so waren die Fotografien in dem Moment sicher für viele ein Hilfsmittel, mit dem Geschehen um sie herum umzugehen und es zu ertragen.

Weitere Literatur:

Breymayer, Ursula: Geordnete Verhältnisse. Private Erinnerungen im kaiserlichen Reich. In: Deutsche Fotografie. Macht eines Mediums 1870-1970, hg. von der Kunst- und Ausstellungshalle der Bundesrepublik Deutschland in Zusammenarbeit mit Klaus Honnef, Rolf Sachsse und Karin Thomas. Köln 1977, S. 41-52.

Hoffmann, Detlef. Die zwei Gesichter des Krieges. Offizielle und private Fotografie im Ersten Weltkrieg. In: Fotogeschichte, 2 (1982), H. 5, S. 21-36.

Maas, Ellen: Die goldenen Jahre der Photoalben. Köln 1977.

Starl, Tim: Die Bildwelt der Knipser. Eine empirische Untersuchung zur privaten Fotografie. In: Fotogeschichte, 14 (1994), H. 52, S. 59-68.

Zur Differenzierung von Arbeitern, Handwerkern und Angestellten im Kieler Schiffbau um 1900

Renko Buß

„An erster Stelle gilt es, Abschied zu nehmen von dem zählebigen Mythos der einen, der großen Arbeiterklasse - Umsturzdrohung für die einen, Heilsbringer für die anderen.“¹ Mit dieser Aussage fordert Hans-Ulrich Wehler dazu auf, die „Arbeiterklasse“ des Kaiserreichs wesentlich differenzierter zu betrachten. Er unterteilt daher die gesellschaftliche Gruppe der Lohnarbeiter in fünf Gruppen, die er hierarchisch abstuft:²

1. die „Arbeiteraristokratie“,
2. die noch vorhandene Schicht der Facharbeiter vom Typus des „Gesellen-Arbeiters“,
3. die Angelernten,
4. die Ungelernten,
5. schließlich die Arbeiterinnen.

Als eigene Gruppen sieht er die arbeitenden Kinder.³ Dazu kamen noch die aus dem Ausland zuwandernden Arbeitskräfte, die aus einer zunächst „subproletarischen Existenz“ die unteren Erwerbsklassen auffüllten.⁴ Die rückblickende Binnendifferenzierung der Arbeiterschaft, die meist aufgrund zeitgenössischer Statistiken versucht wird, charakterisiert Wehler als schwierig.⁵

An einem von Marina Cattaruzza beschriebenen Konflikt zwischen Schiffszimmerern und den „neuen Arbeitern“ wird deutlich, dass ich erstere, die sicherlich als

¹ Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 3. Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849-1914. München 1995, S. 772. Vgl. Dieter Langewiesche/Klaus Schönhoven (Hg.): Arbeiter in Deutschland. Studien zur Lebensweise der Arbeiterschaft im Zeitalter der Industrialisierung. Paderborn 1981, S. 10f.

² Vgl. Wehler 1995, wie Anm. 1, S. 773, 782.

³ Zur Kinderarbeit in Schleswig-Holstein vgl. Nils Hansen: FabrikKinder. Zur Kinderarbeit in schleswig-holsteinischen Fabriken im 19. Jahrhundert (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 19). Neumünster 1987.

⁴ Vgl. Wehler 1995, wie Anm. 1, S. 787.

⁵ Vgl. Wehler 1995, wie Anm. 1, S. 773ff.; Gerhard A. Ritter/Klaus Tenfelde: Arbeiter im Deutschen Kaiserreich 1871 bis 1914 (= Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts, Bd. 5). Bonn 1992, S. 265ff.

„Facharbeiterschaft vom älteren, aber fortbestehenden Typus des ‚Gesellen-Arbeiters‘“ anzusehen sind, als „Aristokraten-Arbeiter“ verstanden und sich gegenüber den „schwindstüchtigen Werft- und Hafenarbeitern“ abgrenzen wollten.⁶ Insofern trifft Wehlers Unterteilung zum Beispiel in diesem Fall nicht zu. Ein Problem, das schon in der Benennung von Wehlers Kategorie „der Facharbeiterschaft vom älteren, aber fortbestehenden Typus des ‚Gesellen-Arbeiters‘“ anklingt, besteht in der Trennung der Handwerks- von der Fabrik- und Industriearbeit bzw. der Frage, wann ein (gelernter) Handwerker als Arbeiter anzusprechen ist. Gerhard A. Ritter und Klaus Tenfelde unterscheiden für die Zeit ab etwa 1890 vier Typen von lohnabhängig Beschäftigten, wobei sie selbst einräumen, dass sie stark vereinfachen:⁷

1. den Handwerksgelesen,
2. den Gesellen-Arbeiter,
3. den modernen Industriearbeiter,
4. den ungelerten zuwandernden Industriearbeiter.

Die Kategorie des modernen Industriearbeiters wurde um die Jahrhundertwende als Notwendigkeit erkannt. Für die Werftindustrie forderte Hermann Blohm (Blohm & Voss, Hamburg) 1899 „eine neue Klasse von Arbeitern“ zu schaffen.⁸ Zeitgenössische Quellen sprechen für den Bereich der Werftindustrie häufig von „Handwerkern“, die den größten Teil der Arbeiterschaft stellten, so dass die Bezeichnung „Arbeiter“ offenbar als Oberbegriff gebraucht wurde. Der Kaiserliche Marine-Ingenieur Busley bezeichnete 1888 in seiner Beschreibung der „Kieler Schiffswerften“ ungefähr zwei Drittel der Belegschaften der Germania-Werft und der Howaldt-Werke als „Handwerker“, die übrigen seien „Helfer und Handlanger“.⁹ Zwei Jahre später beklagte der „Zentralverband der Werftarbeiter Deutschlands“ sicherlich nicht ganz uneigennützig die Verhältnisse in Kiel:¹⁰ „Auf der Germania Werft sind viele Arbeiter, die gar kein Verständnis für die Arbeit haben. Die Leute werden von der Straße aufgenommen, die schmeißen Platten ‚runter‘, daß man sich wundern muß, daß nicht täglich ein Unglück passiert.“

Im Jahresrechnungsabschluß für die Lohnzahlungen an die „Kaiserlichen Werftarbeiter“ wurde 1909 zwischen „Handlangern“, „Betriebsarbeitern“, „Hilfshandwerkern“

⁶ Vgl. Marina Cattaruzza: Arbeiter und Unternehmer auf den Werften des Kaiserreichs (= Veröffentlichungen des Instituts für europäische Geschichte Mainz, Bd. 127). Stuttgart 1988, S. 111f., 119.

⁷ Vgl. Ritter/Tenfelde 1992, wie Anm. 5, S. 273f.

⁸ Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 107, 113.

⁹ Busley: Die Kieler Schiffswerften. In: Stahl und Eisen. Zeitschrift für das deutsche Eisenhüttenwesen, 8 (1888), H. 10, S. 662-670, hier S. 667, 669.

¹⁰ Zit. nach Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 83.

und „Handwerkern“ unterschieden.¹¹ In dem „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen“ von 1911 äußerte sich die Marineverwaltung über die Zusammensetzung ihrer Arbeiterschaften auf den Kaiserlichen Werften folgendermaßen:¹²

„Die Vielgestaltigkeit der Aufgaben der Werften fordert auch einen beruflich vielseitig gegliederten Arbeiterstamm, und man findet daher fast alle Berufe auf den Werften vertreten. Der Mehrzahl nach, etwa 60 vH., sind es gelernte Handwerker oder angelernte Hilfshandwerker.“

Der Kieler Kinderarzt Peter Hanssen trennte 1914 in „Handwerker und Arbeiter der kaiserl. Werft“.¹³ Im Jahr zuvor schied er für eine Statistik vier Gruppen voneinander: „Arbeiter“, „Werftarbeiter“, „Gesellen der verschiedenen Berufe“ und „Werft(gelernte) Arbeiter (Schlosser, Schmiede, Maschinenbauer)“.¹⁴

Wie schwierig eine rückblickende Differenzierung ist, zeigt sich exemplarisch an der Berufsgruppe der Schmiede. In dem Überblick zur Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins in der Kaiserzeit von Kai Detlev Sievers werden Schmiede und Kesselschmiede der Werftbetriebe als „Handwerker“ charakterisiert.¹⁵ Als Beschäftigte des Stahl- und Eisenwerks Carlshütte in Rendsburg werden Schmiede und Kesselschmiede als „angelernte oder gelernte Arbeiter“ angesprochen, und im Zusammenhang mit der SPD werden die Schmiede als „industrielle Facharbeiter“ bezeichnet.¹⁶ Sicherlich kommen die unterschiedlichen Klassifizierungen durch ein Schöpfen aus verschiedenen Quellen zustande, in denen jeweils eine andere Einstufung vorgenommen worden war. Diese unterschiedlichen Benennungen zeigen jedoch die Schwierigkeiten in der Einordnung des Schmiedeberufs zu dieser Zeit.

Aber auch innerhalb einer einzelnen Berufsgruppe desselben Industriebetriebs gab es starke Unterscheidungen. So wurden Kesselschmiede auf den Werften zum Beispiel höher bezahlt als Schmiede, so dass man beide Gruppen räumlich getrennt

¹¹ Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, 1911, S. 488f.

¹² Jahrbuch Seeinteressen 1911, wie Anm. 11, S. 481.

¹³ Peter Hanssen: Diphtherie, Sommersterblichkeit der Säuglinge und Tuberkulose als soziale und Wohnungs-Krankheiten. (Nach Untersuchungen in Kiel.) (= Veröffentlichungen aus dem Gebiete der Medizinalverwaltung, Bd. IV, H. 2). Berlin 1914, S. 29 (83).

¹⁴ Peter Hanssen: Über die Sommer-Sterblichkeit der Säuglinge nach Untersuchungen in Kiel in den Jahren 1909, 1910 und 1911. In: Archiv für Soziale Hygiene, 1913, Bd. 8, S. 65-104, hier S. 99.

¹⁵ Kai Detlev Sievers: Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins in der Kaiserzeit 1867-1914 (= Geschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 8, Teil 2, Lieferung 1). Neumünster 1991, S. 57.

¹⁶ Sievers 1991, wie Anm. 15, S. 58f. Ähnlich verhält es sich auch bei den Schlossern und Drehern.

voneinander arbeiten ließ, was für den Arbeitsprozeß ineffizient war, aber die unterschiedliche Entlohnung gewährleistete.¹⁷ In ihrer Arbeit über die deutschen Werften des Kaiserreichs führt Cattaruzza die Schmiede als Beispiel für eine noch weitergehende Binnendifferenzierung innerhalb einer Berufsgruppe an:¹⁸

„In den Werkstätten zur Metallverarbeitung überließen die Gelernten den Helfern und Lehrlingen die roheren Arbeiten. Bei den Schmieden bestand z. B. eine Polarisierung zwischen den Gesellen, die die Anweisungen zur Formgebung der Profile nach der Schablone oder der Zeichnung erteilten, und den Zuschlägern, von denen nur physische Kraft zum Hämmern der glühenden Eisenstücke gefragt war. Auch kam es auf den Werften vor, wie noch 1908 auf den Howaldtwerken in Kiel, daß die Gelernten von der Werftleitung Unteraufträge bekamen und daß sie dabei ihre Helfer direkt entlohnten.“

Hartmut Kaelble spricht vom „Aufstieg in besser bezahlte, nichtmanuelle oder ökonomisch unabhängige Berufe“. Wenn in dem vorliegenden Beispiel auch nicht der Beruf gewechselt wird, so erscheint doch die Trennung in „manuelle“ und „nichtmanuelle“ Tätigkeiten sinnvoll für eine Unterscheidung.¹⁹

Eine arbeitsteilig bedingte Binnendifferenzierung, wenn auch anderer Art, bestand auch in den Teams der Nieter. Ihr Beispiel belegt gleichzeitig, dass sie als prinzipiell ungelernete Arbeiter nicht unbedingt auf den unteren Stufen der Betriebs-hierarchie rangieren mußten. Im Gegenteil besaßen sie aufgrund ihrer in langjähriger Praxis erworbenen Fähigkeiten einen hohen Stellenwert im Betrieb. Sie hatten wegen ihrer Unentbehrlichkeit für den damaligen Schiffbau sowohl gegenüber dem Arbeitgeber als auch gegenüber den Gewerkschaften eine starke und unabhängige Position inne, was sich unter anderem in einer hohen Entlohnung niederschlug.²⁰ Cattaruzza zeigt anschaulich, wie auch die Vielzahl von Lohngruppen und Akkordlöhnen eine Belegschaft differenzierte, und kommt zu dem Schluß: „Anhand einer solchen Lohnstruktur kann man realistischerweise behaupten, daß auf den Werften keine zwei Arbeiter denselben Lohn bezogen.“²¹

¹⁷ Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 74.

¹⁸ Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 49.

¹⁹ Vgl. Hartmut Kaelble: Historische Mobilitätsforschung. Westeuropa und die USA im 19. und 20. Jahrhundert (= Erträge der Forschung, Bd. 85). Darmstadt 1978, S. 57ff.

²⁰ Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 49ff. Zu den Löhnen vgl. Jahrbuch Seeinteressen 1911, wie Anm. 11, S. 489; Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 51ff.

²¹ Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 52.

Die Nieter besaßen, geprägt durch das notwendig verlässliche Zusammenspiel bei ihrer nicht ungefährlichen Tätigkeit, ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl und ein ausgeprägtes Standesbewußtsein, das sie in Hamburg sogar mit einer Art eigener Tracht oder Zunftkleidung zur Schau trugen. Außerhalb des Arbeitsplatzes traten sie in der Hansestadt meist in Lackschuhen, Fischerhemd mit rotem Heizertuch und blauer Hose mit Schlag und oft in der Gruppe auf, die häufig dem Arbeitsteam entsprochen haben dürfte.²² In Kiel schotteten sich die Schiffszimmerer, Gießer und Former gegen Un- oder Angelernte in geschlossenen Gruppierungen ab.²³

Eine Beschreibung Richard Wohlds der „Werft als kapitalistisches Kunstwerk“ von 1910/11 belegt, dass durch die großindustrielle Arbeitsweise auf den Werften der Unterschied zwischen „gelernten“ und „ungelernten“ Arbeitern im Schwinden begriffen war:²⁴

„Die Arbeiter stehen hinter Drehbänken oder haben Fräsmaschinen, Hobelmaschinen, Bohrmaschinen zu bedienen, auf denen die Maschinenteile ihre weitere Formgebung erfahren ... Die Berufsarbeiter, die hier als Dreher, Bohrer, Hobler, Fräser zu arbeiten haben, repräsentieren den neuen Typ des Industriearbeiters: es sind nicht mehr im alten Sinn des Wortes gelernte Arbeiter, und selbst wenn sie eine Handwerkslehre als zünftige Maschinenbauer durchgemacht haben, so mußten sie hier umlernen. Es sind Maschinenarbeiter, deshalb haben sie aus dem Reservoir der ungelerten Arbeitskräfte Konkurrenz bekommen.“

Selbst der Werftbesitzer Hermann Blohm wußte als Fachmann anlässlich der Gewerbezahlung 1907 zum Teil selbst nicht, in welche Kategorie - „gelernt“ oder „ungelernt“ - er seine Arbeiter einordnen sollte:²⁵

„Zu dem in der Anlage zurückerfolgenden Schreiben des Kaiserlich Statistischen Amtes gestatte ich mir zu bemerken, daß die Frage, ob die Zugehörigkeit der in dem Verzeichnis mit einem ‚x‘ gekennzeichneten Berufe in der Regel gelernte oder ungelerte Arbeiter sind, sich hinsichtlich einzelner Kategorien kaum präzise beantworten läßt, da in verschiedenen der genannten Berufe vorgebildete Arbeiter neben sogenannten angelernten Arbeitern beschäftigt sind, während eine weitere Anzahl wohl eine Vorbildung genossen haben, aber in einem ganz anderen Gewerbe.“

²² Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 51.

²³ Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 119f.

²⁴ Zit. nach Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 66f.

²⁵ Zit. nach Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 87f.

Bei einer derartigen Ausgangslage müssen die Zahlen solcher statistischer Erhebungen wie der Gewerbezahlung zumindest für die Werftindustrie mit Vorsicht benutzt werden.

Cattaruzza resümiert, daß es trotz der „sehr heterogenen Arbeitergruppen“ auf den Werften durch die „besondere Arbeitsorganisation“ letztendlich zu einer schnellen Überwindung der üblichen Abgrenzungen kam, so dass sich doch eine „kollektive Klassenidentität“ bilden konnte.²⁶ In diesem Zusammenhang definierte sich die Gesamtheit der Werftarbeiter über ihren Arbeitsplatz, die industrielle Großwerft, und nicht mehr nach ihren herkömmlichen Qualifikationen. Dies drückt sich später in den 1930er Jahren auch in der Rangfolge des Ansehens der Kieler Werften durch die Beschäftigten aus. An erster Stelle stand das Marinearsenal, dann kamen die Howaldt-Werke und schließlich die Kruppsche Germaniawerft.

Eine andere gesellschaftliche Abgrenzung erfolgte um die Jahrhundertwende zwischen den Arbeitern und den Angestellten.²⁷ Die soziale Trennlinie war die sogenannte „Kragenlinie“, die die Andersartigkeit der Angestelltentätigkeit und die Orientierung am Bürgertum kennzeichnete.²⁸ Andererseits scheint der Unterschied zwischen Arbeitern und kleinen Angestellten auf der Basis lohnabhängiger Arbeit nur graduell vorhanden gewesen zu sein. Die „bürgerliche Selbsteinschätzung“ dieser Angestellten wird als „illusionär“ gebrandmarkt. Tatsächlich gab es aber insgesamt für die Angestelltenschaft eine höhere Lebensqualität als für die Masse der Arbeiter.²⁹ Wenn allerdings die Zahlungsweise des Gehaltes der Angestellten pro Monat heute in der Forschung als Vorteil herausgestellt wird,³⁰ sahen dies zumindest die Werftarbeiter jener Zeit anders. Noch im 20. Jahrhundert bestanden sie auf kürzeren Lohnzahlungsfristen. Im „Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen“ heißt es noch 1911:³¹

„Die Lohnzahlung findet bei den Monatslöhnen in monatlichen, im übrigen in vierzehntäglichen Lohnzahlungsfristen statt. Es wird beabsichtigt, einem mehrfach geäußerten Wunsche der Arbeiter entsprechend, allmählich zur achtägigen Lohnzahlung überzugehen. In Wilhelmshaven wurde bei Einführung der kaufmännischen Buchführung hiermit der Anfang gemacht.“

²⁶ Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 220, 223.

²⁷ Vgl. Jürgen Kocka: Die Angestellten in der deutschen Geschichte 1850-1980. Vom Privatbeamten zum angestellten Arbeitnehmer. Göttingen 1981, S. 130ff.

²⁸ Vgl. Hartmut Kaelble: Industrialisierung und soziale Ungleichheit. Europa im 19. Jahrhundert. Eine Bilanz. Göttingen 1983, S. 192ff.

²⁹ Vgl. Kaelble 1983, wie Anm. 28, S. 195ff.

³⁰ Vgl. Kaelble 1983, wie Anm. 28, S. 200.

³¹ Jahrbuch Seeinteressen 1911, wie Anm. 11, S. 488.

Vor allem die jüngeren Arbeiter wollten sich dadurch einfachere Kündigungsmodalitäten offenhalten und sich so eine höhere Mobilität bewahren. Deshalb lehnten Arbeiter der Kieler Germaniawerft und des Hamburger Vulkan längere Kündigungsfristen bzw. monatliche Lohnzahlungen als „unwürdig eines freien Arbeiters“ ab.³²

Andererseits sahen auch Zeitgenossen schon Nivellierungstendenzen zwischen den beiden Gruppen der Arbeiter und Angestellten. Dazu äußerte sich der Vorsitzende des Arbeitgeberverbandes Hamburg-Altona 1898 folgendermaßen:³³

„Die Hamburg-Altonaer Arbeiter wachsen allmählich in den Kleinbürgerstand hinein, manche der Arbeiter stehen schon jetzt mit den niederen Beamten und den niederen Geschäftsangestellten in Bezug auf Einkommen und Bildung völlig gleich und beanspruchen deshalb auch gesellschaftlich die gleiche Stellung.“

Tatsächlich war es unmöglich, die Angestellten als eigene Gruppe innerhalb der Gesellschaft klar zu definieren und so von der Arbeiterschaft abzugrenzen.³⁴ Diese Verhältnisse sind anschaulich in einem von Ralf Dahrendorf entworfenen Gesellschaftsmodell dargestellt, das er allerdings für die Gesellschaft der Bundesrepublik Deutschland der sechziger Jahre entwickelte.³⁵ Von der „Unterschicht“ bis zum „Mittelstand“ und zur „Dienstklasse“ erstreckt sich vertikal und zu den angrenzenden Gruppen permeabel der „Falsche Mittelstand“, den man gleichsetzen kann mit den Teilen der Angestelltenschaft, die sich „illusionärerweise“ mit dem „Mittelstand“ identifizierten. Gleichzeitig läßt Dahrendorf als kleinere abgegrenzte Gruppe die „Arbeiterelite“ den „Mittelstand“ und die „Arbeiterschicht“ überlappen und stellt sie dadurch auf eine Stufe mit dem Übergangsbereich zwischen „Dienstklasse“ und „Falschem Mittelstand“. Gustav Schmoller verwies 1897 auf die „höheren besser bezahlten Arbeiter, die Werkmeister, Steiger, Monteure, Vorarbeiter als eines der

³² Vgl. Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 79f.

³³ Zit. nach Cattaruzza 1988, wie Anm. 6, S. 235f. Vgl. Adelheid von Saldern: Im Hause, zu Hause. Wohnen im Spannungsfeld von Gegebenheiten und Aneignungen. In Jürgen Reulecke (Hg.): Geschichte des Wohnens, Bd. 3. 1800-1918: Das bürgerliche Zeitalter. Stuttgart 1997, S. 145-332, hier S. 212f. und Rainer Paetau/Holger Rüdell (Hg.): Arbeiter und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 13). Neumünster 1987.

³⁴ Vgl. Kocka 1981, wie Anm. 27, S. 139 mit Anm. 84.

³⁵ Ralf Dahrendorf: Gesellschaft und Demokratie in Deutschland. München 1967, S. 105ff. Vgl. auch Nils Hansen: Meldorf 1900. Zum Alltags- und Mentalitätswandel in einer westholsteinischen Kleinstadt unter dem Einfluß der Industrialisierung (1869 - 1914) (= Studien zur Volkskunde und Kulturgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd. 29). Neumünster 1993, S. 92f.

tüchtigsten, energischsten, zukunftsreichsten Elemente“, die er zusammen mit dem „höheren Verwaltungspersonal als Kern des neu sich bildenden Mittelstandes“ sah.³⁶ Auch außerhalb des Arbeitsplatzes gab es Unterscheidungen, jedoch verliefen die Abgrenzungen anscheinend innerhalb scheinbar homogener Gruppen. In dem Überblick Kaelbles über die „Soziale Ungleichheit des Wohnens“ kommt zum Ausdruck, daß in verschiedenen Untersuchungen nicht eine Trennlinie hinsichtlich der Wohnqualität zwischen Arbeitern und Angestellten zu ziehen war, sondern innerhalb der Arbeiterschaft zwischen gelernten und ungelernten Arbeitern und innerhalb der Angestelltenschaft zwischen gehobenen und niederen Angestellten.³⁷ Dabei kam es aber nur zu einer „relativen“ räumlichen Segregation für einen ganzen Stadtteil. In diesem vollzog sich jedoch in der Regel eine weitergehende Binnendifferenzierung im kleineren Maßstab.³⁸ So verhielt es sich zum Beispiel in dem Kieler Stadtteil Elmschenhagen.

Im Jahr 1912 betrug die Zahl der auf der Kaiserlichen Werft angestellten und beschäftigten Personen samt ihrer Angehörigen mit Wohnsitz in Elmschenhagen 613 bzw. 23,6 % der Gesamtbevölkerung.³⁹ Nach den Zahlenverhältnissen einer Aufstellung von 1918⁴⁰ kamen auf einen Beschäftigten im Durchschnitt zwei Angehö-

³⁶ Zit. nach Kocka 1981, wie Anm. 27, S. 137f.

³⁷ Vgl. Kaelble 1983, wie Anm. 28, S. 128ff.; Saldern 1997, wie Anm. 33, S. 234ff.; Adelheid von Saldern: Häuserleben. Zur Geschichte städtischen Arbeiterwohnens vom Kaiserreich bis heute (= Forschungsinstitut der Friedrich-Ebert-Stiftung. Reihe Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 38). Bonn 1995, S. 18ff., 48ff., 71.

³⁸ Vgl. Jürgen Reulecke: Geschichte der Urbanisierung in Deutschland. Frankfurt 1985, S. 86ff.; Saldern 1995, wie Anm. 37, S. 51.

³⁹ Stadtarchiv Kiel, Nr. 33379, Einwohnerzahlen. Es handelt sich offenbar um Listen, die zur Feststellung eines Finanzausgleichs zwischen Kaiserlicher Werft und der Gemeinde Elmschenhagen aufgestellt worden sind. Danach betrug die „Einwohnerzahl nach der fortgeschriebenen Bevölkerungsziffer am 1. April 1912 (ausschließlich des Militäres)“ 2594. Spalte 1 dieser Aufstellung erklärt: „Kaiserliche Werft zu Kiel. Es handelt sich bei Elmschenhagen um eine Wohnsitzgemeinde, die eine halbe Stunde [gemeint ist offenbar Fußwegs] von oben genannten Reichsbetrieb entfernt liegt. Die in Spalte 2 zahlenmäßig bezeichneten arbeiten auf der Kaiserlichen Werft.“ Spalte 2 und 3 geben absolut bzw. prozentual die „Anzahl der Angestellten und Beschäftigten einschließlich ihrer Haushaltsangehörigen am 1. April 1912“ wieder.

⁴⁰ Stadtarchiv Kiel, Nr. 33537, „Gemeinde: Elmschenhagen. Kreis: Plön. Namentliches Verzeichnis der auf der Reichswerft beschäftigten Personen. Jahrgang 1918.“ Es handelt sich um 427 Beschäftigte mit 845 Angehörigen. Wahrscheinlich wurde das Verzeichnis schon nach Kriegsende angelegt, da die Bezeichnung „Reichswerft“ gewählt wurde und die Zahl der Beschäftigten samt ihrer Haushaltsangehörigen auf 1.072 abgesunken war im Vergleich mit der Aufstellung vom 1. April des gleichen Jahres mit 1.185 auf der

rige, so dass man für 1912 wohl von mindestens 200 allein auf der Kaiserlichen Werft arbeitenden Elmschenhagern ausgehen kann. 1913 waren auf der Kaiserlichen Werft 6.900 Arbeiter beschäftigt.⁴¹ Für das Jahr 1918 existiert ein „Namentliches Verzeichnis der auf der Reichswerft beschäftigten Personen“ aus Elmschenhagen, nach dem 427 Personen dort beschäftigt waren, die 845 Haushaltsangehörige hatten.⁴² Die Bevölkerungszahl Elmschenhagens lag bei ca. 3.400 Einwohnern.⁴³ 104 Beschäftigte der Reichswerft, in der Regel Arbeiter und Facharbeiter, bzw. 24,4 % wohnten an der Preetzer Chaussee und ihren Nebenstraßen Kieler Straße und Sophienstraße und 84 oder 19,7 % am Ellerbeker Weg mit Felsenstraße und Wüstenfelde. Hierbei handelte es sich um zwei typische größere Ausfallstraßen mit zur damaligen Zeit neuer, heterogener, loser Bebauung. Selbstverständlich muß man berücksichtigen, dass es sich bei diesen beiden Straßen um die längsten Straßen Elmschenhagens handelte. Andererseits sind hier lediglich die auf der Reichswerft arbeitenden Personen erfaßt - für die Howaldt-Werke und die Germaniawerft gab es anscheinend keine derartigen Erhebungen. Bei den 34 Alleinstehenden im Bereich Preetzer Chaussee und am Ellerbeker Weg handelte es sich wahrscheinlich um Untermieter bzw. Schlafgänger.⁴⁴ Insgesamt wohnten in Elmschenhagen 45 Alleinstehende, die auf der Reichswerft beschäftigt waren.

Betrachtet man die Unterschiede in der Kieler Werftarbeiterschaft um 1900, muß man feststellen, dass eine qualifizierte detailliertere Auswertung zur räumlichen Segregation aufgrund der Quellen kaum möglich ist. Andererseits erklären sich dar-

„Kaiserlichen Werft“ Angestellten und Beschäftigten einschließlich ihrer Haushaltsangehörigen. Sicherlich werden die Verhältnisse durch den Ersten Weltkrieg etwas verschoben worden sein, zum Beispiel durch die Abwesenheit vieler Männer. So waren 23 bzw. gut 5 % der auf der Reichswerft Beschäftigten Frauen mit den Tätigkeitsangaben „Arbeiterin“ (18), „Helferin“ (3) und „Läuterin“ (2). Vgl. zum „ersten totalen Krieg“ Hans-Ulrich Wehler: Der erste totale Krieg. Woran das deutsche Kaiserreich zugrunde ging - und was daraus folgte. In: Die Zeit, Nr. 35, 20.08.1998, S. 66.

⁴¹ Kai Detlev Sievers: Arbeiterwohnungen in der Kieler Innenstadt vor dem Ersten Weltkrieg. In: Kieler Blätter zur Volkskunde, IX (1977), S. 85-125, hier S. 88. Vgl. Jahrbuch Seeinteressen 1911, wie Anm. 11, S. 483. Dort werden für die Betriebe der Marine in Kiel 8.500 Werftarbeiter angegeben, von denen aber ca. 1.800 in der Torpedowerkstatt Friedrichsort arbeiteten, vgl. Jahrbuch Seeinteressen 1910, S. 323.

⁴² Stadtarchiv Kiel, Nr. 33537. Das Verzeichnis ist bis auf die Jahreszahl 1918 nicht näher datiert, aber wahrscheinlich erst nach Kriegsende (Bezeichnung „Reichswerft“ statt „Kaiserliche Werft“) angelegt worden, so dass keine genaue Einwohnerzahl angegeben werden kann.

⁴³ Stadtarchiv Kiel, Nr. 33379 „Einwohnerzahl nach der fortgeschriebenen Bevölkerungsziffer am 1. April 1918 (ausschließlich des Militäres)“ 3.423.

⁴⁴ Zu den Schlafgängern vgl. Hans J. Teuteberg/Clemens Wischermann: Wohnalltag in Deutsch-

aus allgemeine Auffälligkeiten, wie zum Beispiel die hohe Zahl der in Elmschenhagen wohnhaften Schmiede, die als Arbeiter auf den Kieler Werften tätig waren, einige allerdings sicherlich nicht in ihrem angestammten Berufsfeld. Abschließend ergibt sich, dass man die zeitgenössischen Statistiken bei aller preußischer Genauigkeit mit Vorsicht verwenden muß, vor allem bei der Erstellung von Übersichtstabellen und -diagrammen. Das damalige Elmschenhagen jedoch kann aufgrund des hohen Anteils von Einwohnern, die auf den Werften Kiels beschäftigt waren, als Werftarbeiterwohngemeinde bezeichnet werden.

land 1850-1914. Bilder - Daten - Dokumente (= Studien zur Geschichte des Alltags, Bd. 3). Münster 1985, S. 317-330.

Erinnerungen an das Fach Volkskunde an der Universität Kiel während der Jahre 1958-1966

Kai Detlev Sievers

Im Wintersemester 1958/59 begann ich an der Universität Kiel mit dem Studium der Volkskunde als Nebenfach. Sie war damals zwar eine selbständige Disziplin, aber institutionell dem Germanistischen Seminar als Abteilung angegliedert. Ihre nachgeordnete Position spiegelte sich auch räumlich wider. Man betrat das Germanistische Seminar von der heutigen Johanna-Mestorf-Str. 4 aus im Obergeschoß, wandte sich dann nach rechts am Geschäftszimmer der stets über alle Personalia bestinforierten, sehr selbstbewußten Frau Lange vorbei der Bibliothek zu, die den Germanisten auch als Übungsraum diente, durchschritt sie, vorbei an den Dienstzimmern der beiden Lehrstuhlinhaber Prof. Dr. Friedrich Ohly und Prof. Dr. Gerhard Cordes, und gelangte dann in die Niederdeutsche Abteilung. Dort befanden sich die Arbeitsplätze des Assistenten Dr. Ulf Bichel und der wissenschaftlichen Hilfskraft Wolfgang Lindow. Leiter der Niederdeutschen Abteilung war Prof. Cordes. Von hier aus führte eine weitere Tür in die Volkskundliche Abteilung. Sie bestand aus zwei Räumen. Der erste, mit Fenster zur Straßenseite enthielt die Arbeitsplätze des DFG-Assistenten Dr. Fritz Harkort und der wissenschaftlichen Hilfskraft Frau Harkort, seiner Frau. Der zweite, zur Hofseite gelegene Raum stand dem Leiter der Volkskundlichen Abteilung Prof. Dr. Kurt Ranke und dem Prof. em. Dr. Walter Anderson zur Verfügung. Dort gab es auch das einzige Telefon. In beiden Räumen war die Fachbibliothek auf hochragenden Borden untergebracht, die, zum Teil schief und krumm geworden unter der Last, durch farbige Buchrücken ein wenig Abwechslung in die Gestaltung der Räume brachten. Denn sie waren sonst äußerst spärlich eingerichtet. Assistent und wissenschaftliche Hilfskraft arbeiteten an einfachen Holztischen. Daneben waren weitere vier Tische mit etwa acht Stühlen für Seminarveranstaltungen zusammengestellt. Die Fenster mit gelben Vorhängen waren hoch und ließen erfreulich viel Licht hinein. So sah es in den meisten Arbeitsräumen der Universität aus, und niemand stieß sich an dieser Dürftigkeit. Man war froh, dass die Christian-Albrechts-Universität nach den Zerstörungen des Zweiten Weltkriegs in den Fabrikräumen der erhalten gebliebenen Firma „Elektroakustik“ Unterschlupf gefunden hatte.

Vorlesungen fanden am Wilhelm-Seelig-Platz statt, dort, wo sich heute das Institut für Soziologie befindet. Ranke und Anderson hielten sich nur vor und nach ihren Lehrveranstaltungen in den Räumen der Abteilung auf. Anderson, der seine Vorlesung zu Themen der Erzählforschung den Hörern nach kurzen Abschnitten des

Vortrages ins Kollegheft diktierte, tat dies am Übungstisch der Abteilung. Er hielt keine Sprechstunden ab. Ich habe niemals ein persönliches Wort mit ihm gewechselt. Er war völlig in sich gekehrt und wirkte auf uns Studenten wie ein Mensch von einem anderen Stern. Ranke war liebenswürdig-distanziert und stets so beschäftigt, dass auch er sich wenig in den Räumen der Abteilung aufhielt.

Da die Bücher ringsum in hohen braunen Regalen an den Wänden standen, waren sie jederzeit greifbar, was sich bei den Seminarübungen als sehr praktisch erwies. Der Ausbau der Bibliothek war wesentlich Rankes Verdienst. Kurz vor seiner Berufung nach Göttingen 1960 gelang es ihm, einen großen Teil der Privatbibliothek von Kurt Heckscher zu erwerben, der Kustos am Museum für Hamburgische Geschichte gewesen war. Die neuerworbenen Bücher – nach meiner Schätzung etwa 3000 bis 4000 Bände – stapelten sich lange Zeit in den beiden Räumen der Volkskundlichen Abteilung und konnten erst nach und nach inventarisiert werden. Auch der noch heute umfangreiche Bestand der Literatur zur Erzählforschung geht vor allem auf Anschaffungen durch Ranke zurück. Die Inventarisierung der Bücher wurde nach dem Fortgang Rankes, dem Dr. Harkort und Frau nach Göttingen folgten, von dem Studenten Dieter Glade in mühsamer Kleinarbeit über Jahre hin bis etwa 1963/64 vorgenommen.

Es gab noch zwei weitere Dozenten, die in der Volkskunde unterrichteten. Das waren Prof. Dr. Walter Steller und Dozent Dr. Erhard Riemann. Steller hielt sich niemals in den Räumen des Seminars auf. Einem Gerücht zufolge war ihm der Aufenthalt im Germanistischen Seminar wegen seiner Rolle im Dritten Reich¹ untersagt worden. Auch soll es zwischen ihm und Ranke deswegen eine lautstarke Auseinandersetzung gegeben haben. Auf jeden Fall war er persona non grata in der Volkskunde. Es hing wohl auch mit dem Studienrat im Hochschuldienst Dr. Braun zusammen, der wegen seiner jüdischen Abstammung von den Nationalsozialisten verfolgt worden war und Steller nicht zu begegnen wünschte. Trotzdem hielt Steller volkskundliche Vorlesungen ab. Sie fanden gleichfalls im Gebäude am Wilhelm-Seelig-Platz statt. Daran nahmen jedoch während meiner Studienzeit nicht mehr als drei Hörer teil, so daß uns Steller auch einmal in seine Privatwohnung am Schreventeich bat. Er war ein barocker Typ mit Spitzbart und erheblichem schauspielerischen Talent. Ihm verdanke ich die erste Bekanntschaft mit der Naumannschen These vom „gesunkenen Kulturgut“, die großen Eindruck auf mich machte und mir als der Schlüssel zum Verständnis der Volkskultur schlechthin erschien. Einen großen Teil der Vorlesungs-

¹ Dazu vgl. Harm-Peer Zimmermann, Vom Schlaf der Vernunft. Deutsche Volkskunde an der Kieler Universität 1933 bis 1945. In: Uni-Formierung des Geistes. Universität Kiel im Nationalsozialismus. Bd 1, hg. von Hans-Werner Prahl. Kiel 1945, S.232 ff.

zeit verbrachte Steller allerdings mit seiner politischen Rechtfertigung, indem er immer wieder darauf hinwies, daß sein Werk über die sorbischen Trachten von der NS-Pressenzensur beanstandet worden war und nicht erscheinen durfte. Inwieweit das den Tatsachen entspricht, kann ich nicht beurteilen. Seine Stellung im Fach vermochte ich als Student nicht abzuschätzen. Riemann war dagegen ein wesentlich trockenerer Dozent, aber von liebenswürdigstem Entgegenkommen. Er vertrat die Belange der Sachkultur, vor allem die Themen Volkskunst und Hausforschung. Die Beziehungen zwischen Ranke und ihm waren kühl. Er hatte keinen leichten Stand. Denn auch als Leiter des Preußischen Wörterbuchs wurde er von den Literaturwissenschaftlern nur geduldet, weil sie einige Räume an ihn abgeben mussten. Seine stoffgesättigten Vorlesungen vermittelten durch viel Anschauungsmaterial in Gestalt von Dias den Hörern ein solides volkskundliches Wissen. Als Student bin ich ihm manchemal in seiner Wohnung in der Wilhelmshavener Straße beim Rahmen von Dias behilflich gewesen. Der Aufbau einer Diathek ist wesentlich Riemanns Verdienst gewesen. Weder Steller noch Riemann hielten Seminare ab. Ebenso habe ich sie während meiner Studienzeit niemals als Prüfer erlebt, obgleich wenigstens Riemann als Inhaber der Venia Legendi für Volkskunde prüfungsberechtigt war. Nur bei Ranke konnte man Seminare besuchen und geprüft werden. Gelegentlich hielt sein DFG-Assistent in Vertretung einige Sitzungen ab. Es hiess dann, Ranke sei wegen seiner Arbeiten zur internationalen Erzählforschung nicht abkömmlich.

Zum Sommersemester 1961 wurde Leopold Kretzenbacher aus Graz nach Kiel berufen. Ich hatte nur noch ein Semester Gelegenheit, ihn als Student zu hören, da ich Ende Juli mein Rigorosum ablegte. Der Neuberufene erwies sich als ein sehr lebhafter Dozent, der anschaulich und beredt seinen Stoff vermittelte. Hatte Rankes Schwerpunkt auf dem Gebiet der Erzählforschung gelegen, so Kretzenbachers auf dem der Volksfrömmigkeitsforschung. Er war in Fragen der katholischen Theologie außerordentlich bewandert und fand daher schnell Kontakt zu Ohlys Hohelied-Exegetik. Beeindruckend war sein Werk „Die Seelenwaage“², das er mir schenkte und aus dem ich entnehmen konnte, wie virtuos er Verbindungen zwischen alt-ägyptischem Totengericht und christlichen Jenseitsvorstellungen herzustellen vermochte.

Kretzenbacher eröffnete mir in den vier Jahren, in denen ich mit ihm zusammen arbeiten durfte, Blickwinkel und Perspektiven, die mir bis dahin weitgehend verschlossen geblieben waren. Das war vor allem die Bilderwelt des mittelalterlichen geistlichen Kulturkreises. Schon früh hatte er sich mit Altarbildern und Fresken in

² Mit dem Untertitel: „Zur religiösen Idee vom Jenseitsgericht auf der Schicksalswaage in Hochreligion, Bildkunst und Volksglaube“. Klagenfurt 1958.

Kirchen und Klöstern beschäftigt und die visuelle Vermittlung religiöser Botschaften an die Gläubigen untersucht. Aber ebenso fanden die Inhalte religiöser Volksschauspiele sein Interesse. Nach seinen eigenen Worten wollte er Volkskunde nicht als „Bauernromantik“ verstanden wissen, sondern als Disziplin, die weit in benachbarte Fächer ausgriff und vor allem die mittelalterliche Theologie und Kunst sowie Literatur und Legendenbildung mit einbezog. Auf Exkursionen lernten seine Schüler die Vielfalt der auf Altarbildern, Grabsteinen, Epitaphien und Wandfresken entschlüsselbaren Themenkreise kennen. Dazu führte er stets ein kleines Fernglas bei sich, um in den Kirchen auch die scheinbar unbedeutendsten Einzelheiten entziffern zu können. Sein umfassendes Wissen auf dem Gebiet der Legendenüberlieferungen ermöglichte es ihm, sogleich Verbindungen zwischen visuellen und mündlichen Traditionen herzustellen. Man lernte bei ihm, mit der Legenda aurea des Jacobus de Voragine, den Acta Sanctorum des Johannes Bollandus wie mit der Bibelkonkordanz umzugehen. Dabei wies er mich sanft darauf hin, dass der Verfasser der Legenda aurea kein Franzose war und sein Name sich daher auch nicht französisch ausspreche, wie ich angenommen hatte.

Zur Veranschaulichung der Volkskultur und ihrer vielgestaltigen Erscheinungsformen legte er großes Gewicht auf Exkursionen. Ihre Ziele lagen sowohl innerhalb Schleswig-Holsteins und anderer deutscher Regionen wie in europäischen Ländern. Bevorzugt wandte er sich Österreich und den südosteuropäischen Ländern zu. Da Kretzenbacher ein faszinierender und begeisternder Lehrer war, zog er nun auch mehr Hörer aus verwandten Wissenschaften wie Literaturgeschichte, Vor- und Frühgeschichte und Kunstgeschichte an. Die persönliche Freundschaft mit dem Prähistoriker Georg Kossack führte dazu, daß bald aus diesem Fach ein fester Stamm von Studierenden zur Volkskunde kam. Nun wurde auch Riemann, dem er mit freundschaftlicher Kollegialität entgegenkam, mehr und mehr in den Lehrplan einbezogen. Dieser veranstaltete seitdem hauskundliche Exkursionen im Lande selbständig, nahm aber auch an den von Kretzenbacher geleiteten teil. Das führte zu einem wesentlich freundlicheren Klima in der Abteilung als zu Rankes Zeiten. An die Stelle von Dieter Glade als wissenschaftliche Hilfskraft trat Ingeborg Böhnke, die auch Kretzenbachers erste Doktorandin in Kiel wurde³. Nachdem Kretzenbacher zunächst ein persönliches Ordinariat erhalten hatte, wurde er im Wintersemester 1961/62 zum uneingeschränkten Lehrstuhlinhaber für Volkskunde ernannt und war zugleich Direktor am Germanistischen Seminar und Direktor der volkskundlichen Abteilung.

³ 1965 legte sie ihre Arbeit unter dem Titel „Das Fastnachtsbrauchtum im niederdeutschen Raum bis zur Aufklärung. Ein Beitrag zur Geschichte der Maske“ vor, die leider niemals gedruckt worden ist.

Als ihm eine Assistentenstelle bewilligt wurde, wählte er mich dafür aus. Zunächst erhielt ich am 1.2.1962 eine Anstellung als Verwalter einer wissenschaftlichen Assistentenstelle, dann ernannte mich der Kurator der Universität am 1.12.1962 zum Assistenten und Beamten auf Widerruf.

Während zu Rankes Zeiten etwa 4 Studierende an den Seminaren und etwa 7 Hörer an seinen Vorlesungen teilgenommen hatten, stiegen bei Kretzenbacher die Zahlen auf 6-7 und 12 Personen. Der Assistent mußte an jeder Vorlesung, jedem Seminar und jeder Exkursion teilnehmen. Zeitweise hörte auch Prof. Cordes bei Kretzenbacher, als es um die Faustüberlieferungen und das Thema Maß und Zahl in der Volkskultur ging. Schriftliche Seminararbeiten waren nicht die Regel. Viel Stoff wurde von Kretzenbacher während der Seminare selbst erarbeitet. Nicht jeder Teilnehmer war verpflichtet, einen Vortrag zu halten. Unter den Neuimmatrikulierten für Volkskunde befand sich auch Helge Gerndt, ein wißbegieriger junger Mann, der die Übungen durch Diskussionen belebte und sich mit Leib und Seele dem Fach verschrieb. Er wurde der zweite Doktorand Kretzenbachers⁴ und ging nach der Promotion mit ihm als Wissenschaftlicher Assistent nach München.

Während der vorlesungsfreien Zeit hielt sich Kretzenbacher die meiste Zeit im Ausland zu Forschungszwecken auf. Die kommissarische Leitung des Seminars übernahm währenddessen einer der Kollegen aus der Germanistik. Die auch zwischen Kretzenbacher und Cordes bestehende enge Kollegialität führte dazu, dass an manchen Seminaren der Assistent der Niederdeutschen Abteilung Dr. Bichel und der spätere wissenschaftliche Angestellte Dr. Lindow teilnahmen, vor allem dann, wenn Themen beider Fächer berührt wurden. Kontakte bestanden auch zu dem räumlich benachbarten Nordischen Institut und seinem Leiter Prof. Dr. Hans Kuhn. Gemeinsame Fahrten von Kretzenbacher, Cordes und Kuhn fanden gelegentlich nach Schloß Gottorf zu den Tagungen der Landeskundlichen Arbeitsgemeinschaft statt.

Unterhaltsame Festlichkeiten wurden am Ende des Sommersemesters und vor Weihnachten vom Germanistischen Seminar veranstaltet. In der Volkskundlichen Abteilung gab es in der Regel dann vergnügliche Zusammenkünfte, wenn die Exkursionsteilnehmer nach den Fahrten ihre zahlreichen Dias von unterwegs mit dem Projektor vorführten und meist auch launig kommentierten.

Der Dienst als Assistent unter Kretzenbacher war sehr angenehm. Er vertrat den Standpunkt, die Universität sei keine Poststelle, die zu festen Terminen besetzt sein

⁴ Seine Dissertation „Fliegender Holländer und Klabautermann. Sagengestalten der See“ wurde 1966 von der Philosophischen Fakultät der Universität Kiel angenommen.

müsse und gewährte mir weitgehende Freiheit, meine Dienstzeit selbst einzuteilen. Während des Semesters erschien ich allerdings täglich vor- und, wenn Seminarveranstaltung war, auch nachmittags. Meine Hauptaufgabe war die Betreuung der Bibliothek und die Abhaltung einer eigenen Lehrveranstaltung sowie die Teilnahme an den Seminaren meines Chefs.

Volkskundliche Kongresse besuchte dieser kaum. Er hielt von solchen Veranstaltungen nicht viel und war damals auch kein Mitglied des Verbandes der Vereine für Volkskunde. Umso mehr nutzte er jede Gelegenheit, um Forschungswanderungen im südosteuropäischen Raum zu unternehmen. Aber auch in Schleswig-Holstein sah er sich gründlich um. Dabei habe ich viel von ihm gelernt, vor allem Kirchengeschichte mit volkskundlichen Augen zu betrachten. Ferner prägte sich mir seine Faustformel ein: „Uralt ist nur Asbach!“ Damit führte er jeglichen Glauben an germanische Kontinuitäten ad absurdum. Die Frage historischer Authentizität kultureller Phänomene mußte stets kritisch hinterfragt und quellenmäßig belegt werden. Dabei verstand es Kretzenbacher meisterhaft, verbindende Bögen über lange Zeiträume hinweg zu schlagen und Kontinuitätslinien aufzuzeigen, wie z.B. in dem seiner Wahlheimat Schleswig-Holstein gewidmeten Werk über „Ringreiten, Rolandspiel und Kufenstechen“⁵.

Zum 300-jährigen Jubiläum der Christiana Albertina zogen die Kieler Professoren 1965 in Talaren im langen Zug die Holtenerstraße entlang in den Großen Konzertsaal des Schlosses, wo die Festveranstaltung stattfand. So sehr Kretzenbacher stets alle möglichen Festzüge bei Brauchveranstaltungen mit größtem Interesse und sine ira et studio, aber doch mit Anteilnahme beobachtete: Sich selbst in Verkleidung durch die Straßen wallen zu sehen, nötigte ihm doch einige ironische Bemerkungen ab.

In der Fakultät genoß er wegen seiner humorvollen und geistreichen Schlagfertigkeit hohes Ansehen. Als er Kiel verließ, um nach München zu gehen, veranstaltete die Fakultät zu seinen Ehren ein Abschiedsessen, bei dem er durch seine launige Ansprache die Anwesenden in gehobene Stimmung versetzte, so dass noch lange später davon die Rede war.

In seinen äußeren Umgangsformen bestach Kretzenbacher durch seine österreichische Artigkeit, den Handkuß, den er den Damen der Kollegen zuteil werden ließ und den er ihnen auch brieflich zum Ausdruck brachte. Das ist bis heute so geblieben. Lange Spaziergänge unternahm er, der oft an Schlaflosigkeit litt, mit seinem Kollegenfreund Gerhard Buchloh, dem Anglisten. In besonderem Maße schätzte er

⁵ Mit dem Untertitel „Sportliches Reiterbrauchtum von heute als Erbe aus abendländischer Kulturgeschichte“. Klagenfurt 1966.

den Germanisten Friedrich Ohly, dessen persönliches Schicksal – während seiner langjährigen Kriegsgefangenschaft in der UDSSR war seine Frau gestorben – ihm sehr nahe ging. Kretzenbacher selbst war im Krieg Flakoffizier gewesen. Über die Kriegsjahre sprach er jedoch selten. Nur einmal erwähnte er, dass er Schleswig-Holstein in dieser Zeit im Flugzeug überflogen und es dadurch erstmals, freilich aus einer besonderen Perspektive, gesehen habe. Beeindruckend berichtete er mir dagegen gelegentlich von den bürgerkriegsähnlichen Zuständen im Wien seiner Studienzeit, als es während der Dollfuß-Ära zu Krawallen kam und sich Studenten mit der Polizei Straßenschlachten lieferten.

In den Stunden gemeinsamer Gespräche während dieser Jahre erfuhr ich, wie eng er einst mit dem in den Bergen verunglückten Richard Weiß verbunden gewesen war, den er auf vielen alpinen Touren begleitet hatte. Auch über seine Freundschaften zu Hans Moser, Leopold Schmidt, Robert Wildhaber und Niko Kuret hat er oft berichtet.

Als das Institut für den Wissenschaftlichen Film in Göttingen eine fachgerechte Begleitung bei Aufnahmen vom Kremper Fahnenschwenken, dem Rolandreiten in Barlt und dem Bosseln in Nordfriesland suchte, schlug Kretzenbacher mich dafür vor. Dadurch lernte ich auf der einen Seite die personae dramatis näher kennen, erfuhr aber auch zugleich, in welchem Spannungsfeld von sozialen Gruppierungen und lebensweltlichen Konflikten sie agierten. Es war aber nicht nur der Blick hinter die Kulissen kleinstädtischen wie dörflichen Zusammenlebens, der mir höchst aufschlussreiche Kenntnisse vermittelte, sondern ebenso interessant war für mich das Funktionieren eines professionellen Filmteams.

Im September 1963 erhielt ich auf Kretzenbachers Empfehlung eine Einladung zur Tagung der Südostdeutschen Historischen Kommission in Eisenstadt im Burgenland. Hier begegnete ich vor allem Assistentenkollegen aus dem Fach Osteuropäische Geschichte und machte mich mit einer Region bekannt, die zu den bevorzugten Untersuchungsräumen Kretzenbachers gehörte und die er den Kieler Studierenden wenig später auf einer weit ausholenden Exkursion nahezubringen versuchte. Dass er uns auf einer Skandinavienexkursion bis nach Uppsala hinaufführte, war selbstverständlich. Die Volkskultur der nordischen Völker hatte sogleich nach seinem Amtsantritt sein lebhaftes Interesse gefunden. Doch fand er nicht mehr die Zeit, dorthin intensivere Kontakte zu Kollegen zu knüpfen.

In den wenigen Jahren, in denen Kretzenbacher die Volkskundliche Abteilung des Germanistischen Seminars leitete, verhalf er dem Fach zu Ansehen und Achtung innerhalb der Fakultät. Zwischen ihm und mir entstand ein Vertrauensverhältnis, das von seiner Seite durch väterliche Fürsorge und von meiner durch hohe Achtung geprägt war. Als er Kiel 1966 verließ, tat er dies unter dem Bedauern von

Kollegen und Studierenden. Meine Verbundenheit mit Leopold Kretzenbacher blieb jedoch auch weiterhin erhalten und findet noch heute in einer regelmäßigen beiderseitigen Korrespondenz ihren Ausdruck.

Berichte und Mitteilungen

Gender Studies – ein neuer Studiengang an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel?

Jutta Buchner-Fuhs

1 Impressionen zur Geschlechterforschung

Die aktuelle Bestsellerliste des Magazins „Der Spiegel“ lässt keinen Zweifel aufkommen: Frauen und Männer, wie sie sich begegnen, wie sie miteinander umgehen und was sie voneinander unterscheidet, das interessiert ein breites Publikum. „Warum Männer lügen und Frauen immer Schuhe kaufen“ von Allan Pease und Barbara Pease ist auf Platz 2 der Sachbücher – hinter Dieter Bohlen's erstaunlichen Äußerungen zur Wahrheit. Das erfolgreiche Autoren-Duo Pease hat indessen längst Übung: „Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken“, fragten sie vor zwei Jahren und erregten mit diesem Geschlechterblick viele Gemüter. Wir sollten es inzwischen wissen: „Du kannst mich einfach nicht verstehen. Warum Männer und Frauen aneinander vorbeireden“, das war uns bereits 1998 nahe gebracht worden.

Mit der populärwissenschaftlichen Behandlung von Geschlechterunterschieden lässt sich anscheinend, das zeigen die Titel, die ohne größere Mühe durch weitere ergänzt werden könnten, schnelles Geld verdienen. Das Verhältnis der Geschlechter ist zur leichten Kost geworden, die lustvoll konsumiert werden kann. Wenn Geschlechterfragen zu Sachbuchrennern avancieren, dann stellt sich die wohl berechtigte Frage, ob es wissenschaftlich ertragreich ist, einen neuen Studiengang zur Geschlechterforschung einzurichten. Ist Geschlecht nicht auch im wissenschaftlichen Kontext ein ‚abgegrast‘es Thema? Was könnte ein Studiengang Gender Studies den Studierenden der CAU bieten? Wie könnte ein solcher Studiengang aussehen, wenn man den Anspruch verfolgt, etwas Neues zu gestalten? Wäre gar ein Kieler Profil der Gender Studies möglich? Bevor diese Fragen näher behandelt und Antworten gegeben werden, soll im Folgenden ein kurzer Blick auf ausgewählte Aspekte der Geschlechterforschung erfolgen. Wenn von Gender Studies die Rede ist, dann sind damit im weitesten Sinne Geschlechterstudien gemeint.¹

¹ Es geht um feministische Frauenforschung, Männerforschung, um die Beziehung der Geschlechter und um Queer Studies.

2 Geschlechterforschung im wissenschaftlichen und politischen Kontext

„Here are links to nearly 700 women's studies (including ‚gender studies‘) programs, departments, and research centers around the world that have web sites“ – so beginnt die Internet-Seite zum Thema „Women's Studies Programs Worldwide“.² Frauen- und Geschlechterforschung, das zeigt bereits dieser schnelle Zugriff, den das Netz zum Stichwort Gender Studies bereithält, ist wissenschaftlich gesehen nicht nur national, sondern vor allem auch international von großer Bedeutung. Standen auf der politischen und wissenschaftlichen Bühne lange Zeit speziell die Frauen im Zentrum des Interesses, so sind seit dem Ende der 1980er Jahre auch die Männer in den Blick geraten. „Unsere Generation ist daran gewöhnt“, kommentiert der bekannte Männerforscher Robert W. Connell 1998, „über ‚Frauenthemen zu sprechen. Unter dieser Flagge diskutieren wir über sexuelle Gewalt, Lohnungleichheit, Barrieren auf dem Arbeitsmarkt und eine Reihe anderer Probleme. Heute wird jedoch immer häufiger wahrgenommen, daß die meisten ‚Frauenthemen‘ auch Männerthemen sind.“³

Zum universitären Alltag der Sozial- und Kulturwissenschaften gehört es inzwischen, dass Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit sowie das Verhältnis der Geschlechter und die Geschlechterordnungen gelehrt, reflektiert und kritisch hinterfragt werden. Doch es gibt nach wie vor noch viele Leerstellen. Anlässlich ihres Eröffnungsvortrags zum Marburger Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde „Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur“ machte Silke Göttlich 1997 den Auftrag Geschlechterforschung deutlich. Sie schreibt (und diese Ausführungen besitzen auch im Jahr 2002 Aktualität):

„Nur durch eine konsequente Umsetzung des Konzepts Geschlecht in der Forschung wird, stärker als das bisher geschehen ist, auch Männlichkeit als historisch geworden und kulturell geformt sichtbar und so auch die Geschlechtsspezifität scheinbar geschlechtsneutraler Räume. [...] Radikaler als bislang sollte deshalb Kultur als männlich und weiblich verfaßt begriffen werden, und Geschlechtsspezifität als allgegenwärtig in Kultur eingeschrieben. Der Zusammenhang mit Macht und Herrschaft, Hierarchie und Unterdrückung, mit Ethnizität und Rasse muß dabei stets mitgedacht werden.“⁴

² Vgl. die Links unter www.american.edu/academic.depts/cas/wgs/internet.html (5.11.2002).

³ Robert W. Connell: Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten. 2. Aufl. Opladen 2000, S. 13.

⁴ Silke Göttlich: Geschlechterforschung und historische Volkskultur. In Christel Köhle-Hezinger u. a. (Hg.): Männlich. Weiblich. Zur Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur. 31. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Marburg 1997. Münster u. a. 1999, S. 1-17; hier: S. 7 f.

Hier deutet sich eine Nähe und Verbindung von Wissenschaft und Politik an, die gleichsam charakteristisch ist für die Geschichte und Gegenwart der Frauen- und Geschlechterforschung. Verfolgt wurde und wird stets die politische Umsetzung der aufgestellten Forderungen. „Gleichberechtigungsthemen rücken an die Spitze der globalen Tagesordnung“, heißt es etwa in einer Schrift der Vereinten Nationen aus dem Jahr 1995. In Ihrem Vorwort zur deutschen Ausgabe erläutert die damalige Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Claudia Nolte, die Tragweite der Forderung nach Gleichberechtigung von Frauen und Männern wie folgt: „Die auf der Weltfrauenkonferenz [in Peking 1995; J.B.-F.] beschlossene Deklaration und die Aktionsplattform verpflichten nicht allein die Regierungen der Mitgliedstaaten der Vereinten Nationen, sondern“, so Claudia Nolte weiter, „in Zusammenarbeit mit ihnen alle gesellschaftlichen Kräfte – Institutionen, Verbände, Organisationen, die Wirtschaft, Tarifpartner und Medien für die **Durchsetzung der tatsächlichen Gleichberechtigung von Frauen und Männern in allen Lebensbereichen und auf allen gesellschaftlichen Ebenen einzutreten.**“⁵

Die geschlechterbezogene Sichtweise, die auf der Pekinger Konferenz formuliert wurde⁶ und bekannt geworden ist unter dem Begriff „Gender Mainstreaming“, soll zum Beispiel in die Verwaltungs- und Unternehmensführung Einzug halten. Absolventinnen und Absolventen des geplanten Studiengangs „Gender Studies“ an der CAU würden somit über Qualifikationen und Kompetenzen verfügen, die erfolgreich in wirtschaftliche und soziale Berufsfelder eingebracht werden könnten. Die Sensibilisierung in Geschlechterfragen gehört in einer globalisierten Welt, in der Arbeits- und Bildungschancen nicht nur zwischen Frauen und Männern, sondern – um nur ein Beispiel zu nennen – auch unter Frauen sehr ungleich verteilt sind, zu den Grundkompetenzen.

Sowohl neue Berufsfelder als auch eine qualifizierte Ausbildung im Gender-Bereich hat gegenwärtig die Universität Hamburg im Blick, die ein hochschulübergreifendes Studienprogramm „Gender Studies“ vorgelegt⁷ und in diesem Zusammenhang ein Masterprogramm „Gender und Arbeit“ entwickelt hat.

⁵ Die Frauen der Welt 1995. Trends und Statistiken. Hg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bonn 1996, Vorwort (Hervorhebungen nicht im Original).

⁶ Gender Mainstreaming war bereits 1985 auf der 3. Weltfrauenkonferenz in Nairobi Thema; in Peking wurde es als Strategie vorgestellt, die Chancengleichheit von Frauen und Männern zu verwirklichen.

⁷ Vgl. <http://www.frauenforschung-hamburg.de/genderstudies/wise2002-03-gender-und-queer-studies.pdf>.

3 Der Blick nach Hamburg: Zum Masterprogramm „Gender und Arbeit“

Hier handelt es sich um ein neues Studienprogramm, das im Wintersemester 2002/03 den Studienbeginn aufgenommen hat. „Das Masterprogramm will den Studierenden

- **theoretisches Wissen** zur Kategorie Geschlecht und zur Debatte um Gleichheit/Differenz vermitteln,
- **vertiefte Erkenntnisse** zu Gender-Fragen in exemplarischen Feldern anbieten,
- **Fähigkeiten und Handlungskompetenzen** zur Lösung von Gender-Konflikten entwickeln sowie
- **praxisrelevante Zugänge** zu ausgewählten Handlungsfeldern mit Gender-Bezug aufzeigen.“⁸

Es ist hier nicht der Raum und der Anlass, dieses Studium näher zu beschreiben; das Planungsbüro des Studiengangs „Gender Studies“ hat im Internet gut zugängliche Informationen zum Aufbau und Inhalt des Studiums veröffentlicht. Module im Kernangebot behandeln die Themen „Geschlecht als soziale Konstruktion“, „Geschlecht und Macht im Wohlfahrtsstaat“, „Geschlecht in betrieblichen Organisationen“ sowie „Geschlecht und Care“ (Care meint hier die klassischen weiblichen Arbeitsfelder: die „geschlechtlich konnotierte ‚Reproduktionsarbeit‘“).⁹

4 Universitäre Geschlechterforschung in Bewegung

Auch an anderen Hochschulen ist die Geschlechterforschung in Bewegung geraten. Aus einem soeben vorgelegten Forschungsbericht der Universität Wien etwa geht hervor, dass in einem Erhebungszeitraum von sechs Semestern insgesamt 852 Lehrveranstaltungen mit dem Schwerpunkt Gender Studies, feministische Wissenschaften, Frauen- und Geschlechterforschung durchgeführt wurden.¹⁰ Die Nachfrage nach Geschlechterstudien besteht, was einige Universitäten bereits aktiv werden ließ.

An der Berliner Humboldt-Universität kann Geschlechterstudien/Gender Studies als Magisterhauptfach oder Magisternebenfach studiert werden. Generell gilt, dass

⁸ <http://www.frauenforschung-hamburg.de/genderstudies/hwp/magenderundarbeit62002.htm> (5.11.2002, Hervorhebungen im Original).

⁹ Ebd., S. 5.

¹⁰ Durchschnittlich wurden pro Semester 140 Lehrveranstaltungen durchgeführt, was „in etwa dem Gesamtangebot von Lehrveranstaltungen an Instituten wie z.B. Politikwissenschaft [...], Publizistik und Kommunikationswissenschaft“ entspricht. Projektzentrum Genderforschung der Universität Wien: Gender Studies (Cultural Studies?) – Perspektiven von Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Wien. Kurzversion des Forschungsberichts. Wien 2002, S. 5 (masch. Projektbericht).

Gender Studies kein singuläres Fach abbilden, sondern interdisziplinär angelegt sind. In Berlin sind acht Fakultäten beteiligt, die gemeinsam den Magisterstudiengang tragen. „Er führt die Studierenden interdisziplinär - entlang der Fragen der Geschlechterforschung - in über 20 verschiedene Disziplinen.“¹¹

Andere universitäre Standorte wie Göttingen, Oldenburg und Freiburg ermöglichen das Studium der Geschlechterforschung als Magisternebenfach. In Göttingen zum Beispiel „sind 17 Studienfächer aus der Philosophischen und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Georg-August-Universität an der Organisation und Durchführung beteiligt. Neben Veranstaltungen zu Theorien und Methoden steuert die Volkskunde Lehrveranstaltungen aus unterschiedlichen Themenfeldern bei – etwa geschlechtsspezifische Formen der symbolischen Praxis und kulturelle Konstruktionen, Aspekte geschlechtsspezifischer Dingeignung und Sachkultur, Geschlechterbeziehung und Sexualkultur, Familiengeschichte, Wandel von Lebensstilen und Brauchformen, Geschlechterverhältnisse in der historischen bürgerlichen, bäuerlichen und proletarischen Kultur u.a.m.“¹²

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass für das Studium der Gender Studies Bedarf besteht. Noch handelt es sich, falls ein Masterstudiengang Gender Studies an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel eingerichtet werden sollte, um einen innovativen Studiengang. Wie könnte/sollte ein solcher Studiengang aussehen?

5 Zum geplanten Masterstudiengang Gender Studies an der CAU

Geplant ist ein interdisziplinärer und internationaler Studiengang Gender Studies. Dieser Studiengang soll Schwerpunkte in den Bereichen Ökonomie und Recht setzen und mit dem Mastergrad abschließen. Der Masterstudiengang knüpft also an einem bereits vorhandenen berufsqualifizierenden Abschluss an. Er ist innovativ, weil er

1. neuere universitäre und politische Entwicklungen auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechterforschung aufgreift,
2. einen Beitrag zur Studienreform leistet und
3. neue Berufs- und Arbeitsfelder erschließt.

Der neue Studiengang trägt arbeitsmarktorientiert einem Bedarf Rechnung, der zum Beispiel im Bereich Gender Mainstreaming entstanden ist.

¹¹ <http://www2.rz.hu-berlin.de/genderstudies/inhalt.htm> (13.11.2002).

¹² <http://www.gwdg.de/~uhvs/geschlechter.html> (12.11.2002).

Ein Masterstudiengang Gender Studies mit einer wirtschaftlichen Ausrichtung hätte ein eigenes Profil, das ein Kieler Studium der Geschlechterforschung im Vergleich zu anderen deutschen Universitäten attraktiv macht. Es soll sich um einen interdisziplinären Studiengang handeln, der vorhandene Kompetenzen und Ressourcen der CAU einbezieht und bündelt. Zentrale Bedeutung kommt den Wirtschafts- und Rechtswissenschaften zu.

Ziel des Studiengangs ist es, neue berufsorientierte Qualifikationen zu erschließen. Auf Tätigkeitsfelder in der Wirtschaft gilt es die Studierenden, zumal die Absolventinnen und Absolventen der geisteswissenschaftlichen Fächer, vorzubereiten. Praktika gehören damit notwendigerweise zum Studium. Sie sollten von universitärer Seite begleitet und reflektiert werden. Im Rahmen der Gender Studies sollte eine Unterstützung bei der Vermittlung geeigneter Betriebspraktika erfolgen. Auch an Praktika im öffentlichen Dienst ist zu denken.

Der derzeitige Planungsstand sieht vor, dass fünf Module den Kern des Studiums ausmachen. Es handelt sich um:

Modul I: Theorien der Genderforschung. Hier wäre je eine Lehrveranstaltung zu historischen und sozialwissenschaftlichen Theorien sinnvoll.

Modul II: Genderforschung – methodisch. Vermittelt werden sollen qualitative und quantitative Methoden.

Modul III: Wirtschaft und Gesellschaft. Wichtig wäre je eine Lehrveranstaltung zu den Gebieten Arbeitsmarkt und Geschlechterbalancen, Sozialpolitik und Verteilung sowie Management. Vorgesehen sind auch Angebote zu den Bereichen: Gendering und Professionalität, Finanzwirtschaft, Konsumverhalten und Gendering, Rente, Armut, Geschlecht und Geld, Netzwerke.

Modul IV: Geschichte und Recht. Gedacht ist an Lehrveranstaltungen zum Recht, zur geschlechtlichen Arbeitsteilung und Konstitution von Geschlechterrollen.

Modul V: Wahrnehmung und Kommunikation

Dass eine wirtschaftliche und rechtliche Schwerpunktsetzung erfolgen soll, heißt freilich nicht, dass für die Volkskunde im interdisziplinären Austausch kein Platz wäre. In der Volkskunde ist die Geschlechterforschung fest verankert. Die Bedeutung der Kategorie Geschlecht in der Kultur war nicht nur Thema des bereits oben erwähnten Kongresses, sondern wird in den Vorlesungen und Seminaren reflektiert und diskutiert. Im Wintersemester 2002/03 etwa bietet Silke Göttsch ein Seminar an zum Thema „Der inszenierte Körper. Körperlichkeit und Körpererfahrung in der Moderne“. Zahlreiche Lehrveranstaltungen aus früheren Semestern und von anderen

Lehrenden könnten ergänzend angeführt werden. Ein Blick in das kommentierte FrauenVorlesungsverzeichnis der CAU zeigt, dass hier zahlreiche Veranstaltungen verschiedener Fächer angeboten werden, die auch für den geplanten Studiengang fruchtbar zu nutzen wären.

Abschließend bleibt zu sagen, dass derzeit die Planungen für den Studiengang ins Stocken geraten sind. Ein Konzept ist erstellt, aber die Realisierung des Studiengangs ist ungewiss. Eine neue Professur im Bereich Gender Studies wäre zwar notwendig, sie wird es aber vermutlich nicht geben. Ein enger Finanzrahmen fordert auch hier kostengünstigere Lösungen. So sollen die vorhandenen Kapazitäten an der CAU gebündelt und eingebunden werden. Noch lässt sich nicht absehen, ob ein neuer Studiengang zur Geschlechterforschung entstehen wird. Ein Masterstudiengang Gender Studies mit wirtschaftlicher und juristischer Ausrichtung wäre jedenfalls für die CAU im Austausch mit anderen Universitäten ein Gewinn.

Mitgliedsbeiträge für die GVSH

Die meisten Mitglieder der GVSH nutzen das für sie praktische Verfahren des Bankeinzugs, der jedes Jahr etwa zum 1. April durchgeführt wird. Daneben gibt es eine Reihe von Mitgliedern, die ihren Beitrag lieber selbst an die Gesellschaft überweisen möchten. Beide Regelungen sind uns recht. Eine Durchsicht der eingezahlten Mitgliedsbeiträge der letzten Jahre hat allerdings ergeben, dass es in der zweiten Variante bei einzelnen Personen zu Versäumnissen gekommen ist. Wir bitten deshalb alle Selbstüberweiser, die sich nicht sicher sind, wann sie das letzte Mal ihren Beitrag an die GVSH geleistet haben, dies zu überprüfen, eventuelle Außenstände zu begleichen und bei der diesjährigen Zahlung auch die neuen Beitragssätze (Studierende, Arbeitslose etc. € 6,-; erwerbstätige Erwachsene € 25,-; Ehepaare € 30,-) zu berücksichtigen. Wer zukünftig den Einzug des Beitrags der Gesellschaft überlassen möchte, kann sich von der Website der GVSH (www.volkskunde-sh.de) unter dem Stichwort „Mitgliedschaft“ ein Formular herunterladen, ausdrucken und an die Geschäftsführung senden.

Mitgliederversammlung der GVSH am 15. Juni 2002

Nina Hennig

Am 15. Juni 2002 fand die ordentliche Mitgliederversammlung der GVSH im Restaurant „Seeburg“ in Kiel statt. Die Tagesordnungspunkte der Versammlung bezogen sich vor allem auf die Bereiche Aktivitäten, Wahlen und Veröffentlichungen. Zu den Aktivitäten der Gesellschaftsmitglieder im Berichtszeitraum gehörte die Vorbereitung der Herbsttagung unter dem Titel „Volkskunde und Denkmalpflege“, die am 13. Oktober 2001 im Freilichtmuseum Molfsee stattfand (zu dieser Veranstaltung sind verschiedene Berichte erschienen; vgl. TOP 22, Dezember 2001, S. 36-41 und Zeitschrift für Volkskunde 2002/1, S. 90-95.) Auch über den Stand der Vorbereitungen der Herbstveranstaltung des Jahres 2002 zu „Sammelkonzepten für die 1960er und 1970er Jahre“ wurde berichtet. Sie wird am 16. November 2002 im Landesarchiv in Schleswig stattfinden. Hingewiesen wurde außerdem auf die website der GVSH, die seit einigen Monaten besteht und unter der Adresse www.volkskunde-sh.de zu besuchen ist. Dort sind erste Informationen zur Gesellschaft, zur Zeitschrift, zur Veröffentlichungsreihe und die Namen der Angehörigen der verschiedenen Gremien sowie Adressen zur Kontaktaufnahme nachzulesen. Auch ein Anmeldeformular ist von der Seite aus herunterzuladen. Über Anregungen zur Erweiterung der Seite freuen sich Vorstand und Beirat. Über Doris Tillmann ist die GVSH neuerdings in der „Kommission Volkskunde“ des Schleswig-Holsteinischen Heimatbundes vertreten, die reaktiviert wurde und nun in erster Linie die Aufgaben eines beratenden Gremiums übernehmen wird.

Zur Wahl standen auf der Mitgliederversammlung die Position des/der 1. Vorsitzenden, der Geschäftsführung und die des/der Schatzmeisters/-meisterin. Doris Tillmann erklärte sich bereit, ihr Amt als 1. Vorsitzende für eine weitere Periode fortzuführen, während Nina Hennig Jochen Storjohann in der Geschäftsführung und Thomas Winkelmann Elisabeth Jacobs als Schatzmeister/in ablöste. Auch im Beirat ergaben sich Änderungen: Michael Packheiser und Nina Hennig verließen dieses Gremium, Sandra Scherreiks, Jochen Storjohann und Guntram Turkowski wurden in den Beirat nachgewählt.

Im Zeitraum zwischen der letzten und der diesjährigen Mitgliederversammlung erschienen als Band 6 der Schriftenreihe die „Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins“ von Reinhard Goltz, Nils Hansen und Stefanie Hose sowie die Nummern 21 und 22 der Zeitschrift TOP. Die Veröffentlichung der Tagungsbeiträge zur Volkskunde und Denkmalpflege ist noch nicht abgeschlossen. Die Beiträge der Herbstveranstaltung 2002 sollen in TOP 25 veröffentlicht werden.

Schwerpunkte der weiteren Vereinstätigkeit bilden die Verbesserung der Mitgliederwerbung, u.a. durch ein neues Faltblatt, und die Vorbereitung einer Tagung für das Jahr 2003, die sich evtl. dem Thema des Erinnerns und Gedenkens annehmen wird. Die Mitgliederzahl der GVSH beträgt 179 (Stand Juni 2002).

Gesuchte Anschriften

Es kommt immer wieder vor, dass Adressenänderungen der GVSH nicht mitgeteilt werden. So werden Sendungen zurückgeschickt, und das Porto ist vergeblich bezahlt. Wer die neuen Anschriften der folgenden Mitglieder kennt, möge sie bitte der Geschäftsführung unter Tel. 0431-8802966 oder e-Mail hennig@volkskunde.uni-kiel.de mitteilen. Bei Personen, die in unserer Kartei seit mindestens drei Jahren als vermisst gelten, nehmen wir uns die Freiheit anzunehmen, dass ihre Mitgliedschaft jetzt stillschweigend erloschen ist.

Claudia Kasko
Blauer Blick 13
24235 Laboe

Regina Schmitz
Iltisstraße 10
24143 Kiel

Almut Leitner M.A.
Hohenesch 85
22765 Hamburg

Tatjana Wolfers
Alte Landstraße 24
24582 Bordesholm

Gisela Pelzer
Norrehaven 23
DK 6360 Tinglev

Julia Wolter
Oberdorf 13
24885 Stenderup

Gisela Pietsch-Marx
Goethestraße 9
24116 Kiel

Praktika für Studierende der Europäischen Ethnologie/Volkskunde in Norddeutschland. Ein Projektbericht

Katja Stark

„Was kann man denn damit später mal machen?“ ist eine Frage, die vor allem Studierende der Philosophischen Fakultät nicht nur einmal während des Studiums von sorgenden Verwandten, sich anbahnenden Bekannten oder gar Freunden zu hören bekommen. Jeder kennt den fragenden Blick seines unwissenden Gegenübers, nachdem man gerade erklärt hat, dass man zurzeit im soundsovielten Semester Kunstgeschichte, Soziologie oder Europäische Ethnologie/Volkskunde studiere. Kulturwissenschaften werden in weiten Kreisen als sogenannte „brotlose Wissenschaften“ gehandelt.

Studierende der Europäischen Ethnologie/Volkskunde träumen meist von beruflichen Tätigkeiten in Museen, in den Medien, in der Forschung, in der Lehre oder in der Kulturpolitik. Sicherlich bieten auch Handel und Industrie seit einigen Jahren interessante Alternativen, die klassischen Berufsfelder finden sich jedoch noch immer hauptsächlich im kulturellen Bereich. Die Anzahl der Mitbewerbenden auf die wenigen freien Stellen ist aber sehr groß. Bei der engeren Auswahl der Kandidaten/innen spielt neben eventuell vorhandener Promotion und zahlreichen Fremdsprachenkenntnissen vor allem die gesammelte Berufserfahrung eine maßgebliche Rolle. Berufserfahrung kann ein Hochschulabsolvent in der Regel nur in Form von studienbegleitenden Praktika vorweisen. Während die Praxiserfahrungen dem Arbeitgeber Engagement und Interesse des Bewerbenden signalisieren, bieten sie den Studierenden selbst auch zahlreiche Vorteile. Praktika setzen Impulse für die Gestaltung des Studiums, eignen sich sehr gut zur frühzeitigen Orientierung und machen deutlich, ob das Bild, das man sich von einem Beruf gemacht hat, der Realität entspricht. Studierende können dabei herausfinden, ob sie für diesen Arbeitsbereich wirklich geeignet sind, ob er ihnen Spaß macht bzw. welche fehlenden Kompetenzen oder Zusatzqualifikationen noch entwickelt oder weiter ausgebildet werden müssen. Praktika schärfen das eigene Profil, schaffen ein persönliches Netzwerk und helfen, den Praxischock nach dem Studium abzumildern. Während eines Praktikums besteht die Möglichkeit, an einem konkreten Projekt mitzuwirken, eigenverantwortlich zu arbeiten, aber auch Erfahrungen in der Teamarbeit zu sammeln. Häufig bietet das Praktikum eine gute Gelegenheit, einen Einblick in verschiedene Teilbereiche zu bekommen. In jedem Fall erweitert es den Horizont und wird zumindest mit einem Arbeitszeugnis entlohnt, das wiederum - wie schon erwähnt - als Eintrittskarte in das spätere Berufsleben dienen kann.

kum mindestens oder auch längstens sein sollte, welche Qualifikationen man bereits mitbringen sollte und welche Tätigkeitsfelder einen erwarten. Die Auflistung der Rahmenbedingungen soll auch einen Anhaltspunkt geben, welche Kernarbeitszeiten einzuhalten sind, ob es eine Entlohnung gibt und welche Besonderheiten man bei der Bewerbung berücksichtigen sollte. Alle Angaben müssen natürlich unverbindlich bleiben, vermitteln jedoch eine Vorstellung von der zeitlich beschränkten Tätigkeit in der jeweiligen kulturellen Einrichtung. Eine erste Auswahl an Adressen wurde von den Dozenten und Dozentinnen des Seminars erbeten, während das Projektteam Anschauungs- und Informationsmaterial direkt von den Museen, Forschungseinrichtungen, Radiosendern, Zeitungen, Vereinen und Verbänden schriftlich anforderte. Die detaillierten Informationen über das potentielle Praktikum holte das Team in telefonischen Gesprächen ein. Die Erfahrungen, die dabei von den Beteiligten gesammelt wurden, waren in erster Linie positiv. Die dem Projekt zugrundeliegende Idee fand überwiegend gute Resonanz. Der große Teil der Gesprächspartner/innen war sehr gerne bereit, sich auf die Fragen einzulassen und Auskunft zu geben. Ausnahmen bildeten die Zeitungsverlage und Rundfunkanstalten, die aufgrund der täglichen Bewerbungsflut aus allen Fachrichtungen sehr zurückhaltend waren.

Im Sommersemester wurden die neuen Tutoriumsteilnehmer/innen von dem bestehenden Team eingeladen, an dem Projekt mitzuwirken bzw. es fortzuführen. Die Aufgabe der neuen, deutlich kleineren Gruppe war es, Informationen über Praktika in Niedersachsen und Bremen einzuholen, wobei sie sehr von Nina Hennig, die den Grundkurs I in beiden Semestern leitete, unterstützt wurde. So konnten auch am Ende des zweiten Projektsemesters ein Plakat mit Adressenvorschlägen für Niedersachsen und Bremen sowie eine entsprechende Erweiterung der Broschüre dem Seminar überreicht und Erfahrungen ausgetauscht werden.

Wünschenswert für die Zukunft ist die Sammlung weiterer Vorschläge, die eine kontinuierliche Erweiterung sowie die Aktualisierung der bereits zusammengetragenen Daten ermöglicht. Weitere Anregungen werden von den Studierenden jederzeit gern entgegengenommen. Denkbar wäre auch der Austausch der Adressen mit anderen Seminaren für Europäische Ethnologie/Volkskunde in der Bundesrepublik oder aber auch der skandinavischen und baltischen Staaten. Dadurch fühlten sich einige Studierende eventuell noch mehr ermutigt, sich die Arbeitsweisen in Kulturinstitutionen der benachbarten (Bundes-) Länder zu erschließen und die neu gesammelten Erfahrungen wieder in das eigene Seminar zurückzutragen.

„Dat ole Hus“. Zur Geschichte eines privaten Freilichtmuseums

Annelie Stobinsky-Ataeli

Nahe der B 430 zwischen Neumünster und Hohenwestedt liegt das Freilichtmuseum „Dat ole Hus“ in Aukrug-Bünzen. Das Museum ist auf Privatinitiative Edith und Werner Hauschildts entstanden und weiterhin in ihrem Privatbesitz. Sie haben in über 40jähriger Sammeltätigkeit die Museumsobjekte zusammengetragen, die Gebäude erworben und überwiegend selbst mit errichtet.

Begeistert von der Idee, alte Dinge zu sammeln, begannen die Hauschildts Ende der 1950er Jahre Möbel und Alltagsgerät aus dem Aukrug zusammenzutragen. Dabei kamen ihnen zwei Dinge sehr entgegen: 1. Der Zeitgeist. Die Menschen wollten nach Krieg und schlechten Zeiten alten Ballast abwerfen und endlich etwas Neues haben. 2. Der Beruf Werner Hauschildts. Als Malermeister kam er in viele Häuser und erhielt nach Bekunden seines Interesses oftmals die ausrangierten Dinge geschenkt. Zunächst konnten die gesammelten Sachen noch in der Malerwerkstatt untergebracht werden, doch schon bald war man gezwungen, einen Lagerraum anzumieten. Nach einem Besuch Edith Hauschildts in einer alten Kate entstand der Plan, in einem ähnlichen Gebäude ihre Sammlung unterzubringen und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. 1961 konnten die Hauschildts die Altenteiler-Kate des Hofes Harms in Aukrug-Bünzen ankaufen, und bereits im Dezember 1961 eröffneten sie in dem nicht mehr bewohnten Teil der Kate ein kleines Museum. Schon in den 1960er Jahren wurde das Museum um zwei Gebäude erweitert. Seit 1966 nennt sich die Anlage Freilichtmuseum.

Aus Sicherheitsgründen und um Arbeiten im und am Museum unabhängiger erledigen zu können, verkauften die Hauschildts ihr Wohnhaus im zwei Kilometer entfernten Innien und ließen 1975 hinter dem historischen Gebäude ein privates Wohnhaus errichten. Danach folgten noch zwei weitere museale Bauten: ein kleines Wohnhaus und ein Wagenschuppen. Für ein stimmiges Gesamtbild sorgten unter anderem der Aufbau eines Brunnens, eine aufgestellte Eimerbank und gespannte Wäscheleinen sowie der leicht verwilderte, einen Bauerngarten assoziierende Garten. Integriert in diese Anlage ist der Museumskroog, für dessen Ausbau Edith Hauschildt 1984 vorzeitig ihre Berufstätigkeit aufgab. Er ist ebenso wie das Museum ganzjährig jeden Samstag und Sonntag sowie feiertags von 14 bis 18 Uhr und nach Vereinbarung geöffnet.

Zentrum des Freilichtmuseums ist die im äußeren Bereich unter Denkmalschutz stehende, 1804 belegte, wahrscheinlich aber schon früher errichtete Altenteiler-Kate. Es handelt sich um ein niederdeutsches Fachhallenhaus, das für ein Altenteil von

beachtlicher Größe ist und großen Wohlstand des Bauern vermuten lässt. In den Räumen der Kate ist in erster Linie das Konzept des Museums umgesetzt, Wohnen, Leben und Arbeiten der bäuerlichen Bevölkerung des Aukrugs im ausgehenden 18. sowie im endenden 19. Jahrhundert zu veranschaulichen. Dabei wird die ursprüngliche Zweiteilung des Hauses in Altenteil und Arbeiterwohnung mit der gemeinsam genutzten Diele ausgenutzt. Dafür wurden zunächst die „Modernisierungen“ rückgängig gemacht, Um- und Einbauten entfernt und der ursprüngliche Grundriss von 1804 annähernd wieder hergestellt. So stehen die beiden Haushälften für die Veranschaulichung unterschiedlicher Zeiträume.

Die ehemalige „Arbeiterwohnung“ gibt einen Einblick in die Zeit um 1800. Der Wohnraum ist vertäfelt und in die Wand sind zwei Alkoven mit einem dazwischenliegenden Schrank eingelassen. Daneben findet sich eine Truhnenbank, die einen weiteren Schlafplatz bot. Der Raum wird mit einem Bilegger beheizt, die Wand dahinter ist mit holländischen Fliesen versehen. Brotschrank und Eckschrank sowie Geräte des täglichen Gebrauchs wie beispielsweise Öllampe, Teller und Handarbeitsgerät lassen einen ganzheitlichen Eindruck entstehen, in den auch der riesige Tisch mit Stühlen, an dem die Gaststättenbesucher Platz finden, mit eingebunden ist. Diesem Wohnraum zugeordnet ist die „alte Küche“ auf der Diele mit der offenen Herdstelle. Sie ist mit hauswirtschaftlichen Geräten wie Töpfen, Pfannen, Vorratsgefäßen, Käseformen, Buttermaschine und vielem anderen mehr ausgestattet. Zu diesem Teil des Hauses gehört auch eine kleine Speisekammer.

Die ehemalige Wohnung des Altbauern ist im Stil des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts eingerichtet. Sie besteht aus einer abgeschlossenen, voll ausgestatteten Küche, einem Wohnzimmer mit kaiserzeitlichem Interieur und aus einem weiteren Raum, der ursprünglich Platz für die Alkoven bot. In diesem letzten Raum lässt sich die Ausstattung nicht einheitlich einem Bereich zuordnen. Dem Konzept folgend, möglichst viele Objekte zu zeigen, findet man hier angefangen bei einem Seeländer über einen Waschtisch mit den zugehörigen Utensilien, einen Kinderwagen, unterschiedlichen Wandschmuck, Nähkästen bis zum Blech-Spielzeugherd eine Ansammlung verschiedenster betrachtenswerter Dinge aus dem häuslichen Bereich.

Die ehemals gemeinsam genutzte Diele bietet Exponaten aus dem bäuerlichen Arbeitsleben des 18. bis 20. Jahrhunderts Raum. In Gruppen zusammengefasst werden Arbeitsgeräte aus den Bereichen Fischerei, Ackerwirtschaft, Torfabbau, Weidewirtschaft, Flachsbearbeitung und mehr ausgestellt. In einer kleinen Vitrine sind zusätzlich Wechselausstellungen zu unterschiedlichsten Themen zu sehen. In den früheren Viehställen finden sich Exponate zu den Bereichen Militaria (Erster und Zweiter Weltkrieg) und Jagd. Obwohl thematisch nicht in das Konzept passend,

stören sie das Gesamtbild der Kate nicht, da sie in „abseitigen“ Räumen untergebracht sind.

Auf Anregung des damaligen Leiters der Volkskundlichen Sammlungen in Schloss Gottorf, Prof. Dr. Arnold Lühning, erhielt die Kate den offiziellen Beinamen „Museum zur Volkskunde des Aukrugs“. Überhaupt holten die Hauschildts als volkskundliche Laien oftmals fachlichen Rat bei Prof. Dr. Lühning ein. Mit der Zeit eigneten sie sich aber auch selbst ein beachtliches volkskundliches Fachwissen an.

Eine Besichtigung der Kate ist nur mit einer Führung möglich, die fast immer der Museumsleiter Werner Hauschildt durchführt. Für 1,25 Euro für Erwachsene und 0,50 Euro für Schüler geht er mit den Besuchern durch die Museumsräume. Er öffnet hier und dort Truhen und Schränke, um „magazinierte“ Geräte von der Mäusefalle über eine Entwicklungsreihe des Bügeleisens bis zum Hörrohr vorzuzeigen und zu erklären. Bei den meisten Objekten genügen schon Gesten oder kleine Handbewegungen zur Verdeutlichung, bei einzelnen Arbeitsgeräten, zum Beispiel dem Mangelholz, führt er die Funktion sehr anschaulich und effektiv vor. Er macht Feuer im offenen Herd, stellt den Bratrost darauf, bläst das Feuer an. Am Kesselhaken „legt er einen Zacken zu“, um am Ende mit der Gänsefeder wieder für Reinlichkeit am Herd zu sorgen. Auf diese Art werden Leben und Arbeiten der jeweiligen Zeit verlebendigt und für den Besucher anschaulich und nachvollziehbar vorgeführt. Fragen sind erwünscht und es wird ausführlich auf sie eingegangen. Eine Führung sollte man sich keinesfalls entgehen lassen. Sie ist originell, belebt das Haus und vermittelt Informationen, die für das Museum in schriftlicher Form über Info-Blätter oder Führer leider nicht vorliegen.

Die anderen Gebäude muss man sich selbst erschließen. Direkt neben dem Haupthaus steht die ebenfalls denkmalgeschützte „Klüterkammer“. Sie war ursprünglich ein in zwei Räume aufgeteilter Stall. Einer ist heute mit vorwiegend handwerklichem Arbeitsgerät bestückt, der andere mit Geräten rund um das Waschen. Der Stall stammt aus Aukrug-Innien und wurde 1965 ins Museum umgesetzt. Dabei wurde das Fachwerkgerüst als Ganzes vom Herkunftsort mit Trecker und Wagen nach Bünzen transportiert. Lediglich die Gefache wurden mit alten Steinen neu ausgemauert.

1973 erhielt das Museum die „Schäferkate“ als Geschenk. Das Haus stammt aus dem Nachbardorf Homfeld und ist 250 Jahre alt. Es erhielt seinen Namen durch einen seiner letzten Bewohner, einen Schäfer. Das 4 x 9 Meter große Haus wurde vollständig abgebaut und erst einige Jahre später auf dem inzwischen erweiterten Museumsgelände wieder errichtet. Es umfasst den ehemaligen Wohnraum, eine Schlafkammer, Küche und Speisekammer. Die Einrichtung heute entspricht nicht den ursprünglichen Gegebenheiten. Sie ist der Nutzung als Gaststätte untergeordnet, das Mobiliar

ist zum Teil neu angefertigt, und die Räume sind hauptsächlich mit Objekten bestückt, die Atmosphäre schaffen und dem Besucher das Gefühl vermitteln, sich in einem Raum „wie zu Großmutterns Zeiten“ aufzuhalten. Ein annähernd reales Abbild der Vergangenheit sind sie nicht. Die kleine Küche hier wird ebenso wie die in der Kate für den Gaststättenbetrieb genutzt: Auf den eisernen, mit Holz beheizten Öfen werden in alten Eisen Waffeln – eine Spezialität des Museums – gebacken. Da alle Gäste durch die Küche in die Häuser kommen, können sie schon beim Betreten der Gebäude das herkömmliche Waffelbacken miterleben.

Überhaupt ist die Symbiose Museum/Kroog eine Besonderheit im „Olen Hus“. Ursprünglich daraus entstanden, dass die Spender der Sammlungsgegenstände sonntags mittags als Dank zum Waffelessen eingeladen wurden, entwickelte sich daraus eine Gastronomie, die in das Museumskonzept mit eingebunden wurde. Obwohl der Kroog eine eigenständige Institution ist, sitzen die Gäste zwischen den Exponaten, verzehren Kaffee, Waffeln und Streuselkuchen und beleben zugleich das Museum. Im Winter wird das Haus für die Kroog-Gäste warmgehalten und mit den gusseisernen Öfen, die zugleich Museums-Exponate sind, beheizt. In der wärmeren Jahreszeit ist das gesamte Gelände in die Gastronomie einbezogen. Überall verteilt zwischen den gespannten Wäscheleinen mit aufgehängter (Museums-)Wäsche finden sich Sitzgruppen für die Besucher. Denn neben der Belebung des Museums dient die Gastronomie selbstverständlich auch seiner Finanzierung. Obwohl als förderungswürdig anerkannt, erhält das Museum keinerlei regelmäßige öffentliche Zuwendungen, wird allein von den Eigentümern mit viel Idealismus, Arbeit und Geld getragen. Lediglich besondere Projekte, wie zum Beispiel die Neueindeckung des Reetdaches oder die in den letzten zwei Jahren durchgeführte Inventarisierung der Bestände durch eine ABM-Kraft, werden bezuschusst.

Das Gebäude hinter der Schäferkate war ursprünglich die „Vörschütür“ ein An- bzw. Vorbau des Altenteilerhauses des Hofes Holm in Bünzen. Sie wurde vermutlich um 1804 kurz nach dem großen Brand in Bünzen errichtet und diente als Stall. Beim Wiederaufbau im Museum wurde das Gebäude äußerlich kaum verändert. Innen ist es, mit alten Stubentüren abgeteilt, zum Toilettenhaus umgebaut worden, und von der ursprünglichen Funktion ist nichts mehr ersichtlich.

Weitere Gebäude auf dem Museumsgelände sind das 1967 errichtete Bienenhaus und der Wagenschuppen. Die Imkergerätschaften und Bienenkörbe stammen überwiegend von einem örtlichen Imker aus den 1930er Jahren. Im „Wagenschuppen“, einem Unterstand, finden sich Milchkutsche, Erntewagen, Schlitten, größere bäuerliche Arbeitsgeräte bzw. kleinere Maschinen wie Windfege, Rübenschneider, Jauchefass, Eggen, Pflüge etc. Daneben hängen an den Wänden u.a. kleinere Geräte zur Feldbestellung, Aussaat und Ernte. Auch einige Kinderspielzeuge sind hier

untergebracht. Zwar sind die Nebengebäude nicht in die Führung einbezogen und es gibt auch kein Informationsmaterial dazu. Jedoch ist der Museumsleiter stets gerne bereit, weitere Auskünfte zu geben.

Als Fazit lässt sich festhalten, dass man im „Olen Hus“ vieles über das Leben und Wohnen in der Region in der Vergangenheit erfahren und „erleben“ kann und sich ein Wochenendausflug dorthin allemal lohnt.

Schriftenreihe der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Die Schriften der GVSH sind über den Buchhandel zu beziehen. Bestellungen zu Sonderpreisen für Mitglieder nur über die Geschäftsführung.

Band 1: Strukturwandel auf dem Land, Beiträge der Herbsttagung 1994 der GVSH. 90 S. ISBN 3-928326-09-0. 1995. 15,80 €.

Band 2: Handwerk in Schleswig-Holstein 1900 bis heute. Katalog der Wanderausstellung der GVSH. Mit einer Einf. v. Doris Tillmann. 93 S. mit 43 Abb. ISBN 3-928326-17-1. 10,80 €.

Band 3: Gebaute Welten. Beiträge der Herbsttagung 1996 der GVSH. 106 S. mit 31 Abb. ISBN 3-928326-18-x. 1997. 15,80 €.

Band 4: Maritime Volkskultur. Beiträge der Herbsttagung 1997 der GVSH. 132 S. mit 48 Abb. ISBN 3-928326-19-8. 15,80 €.

Band 5: Heimat versus Region? Beiträge der Herbsttagung 1999 der GVSH. 85 S. mit 18 Abb. ISBN 3-928326-34-1. 15,80 €.

Band 6: Reinhard Goltz / Nils Hansen / Stefanie Hose (Hg.): Maritime Bibliographie Schleswig-Holsteins. 197 S. ISBN 3-928326-36-8. 25,80 €.

Band 7 (in Vorbereitung): Volkskunde und Denkmalpflege. Beiträge der Herbsttagung 2001 der GVSH. Ca. 150 S. mit zahlr. Abb. ISBN 3-928326-37-6. 25,80 €.

„Schönes Wochenende! Freitag, Samstag, Sonntag im Blick der Menschen Schleswig-Holsteins.“ Ein Projektbericht

Guntram Turkowski

Die Themen „Wochenende“ und „Sonntag“ haben zur Zeit Konjunktur und das nicht nur bei immer wieder aufkeimenden Diskussionen um Ladenöffnungszeiten oder Wochenendarbeit. Auch im musealen Bereich finden sie Beachtung, aktuell bei der Ausstellung „Am siebten Tag. Geschichte des Sonntags“ im Bonner Haus der Geschichte, im letzten Jahr im Hamburger Museum der Arbeit mit der Ausstellung „Sonntag. Kulturgeschichte eines besonderen Tages“. Das Schleswiger Volkskunde Museum – zugehörig zur Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen – hat sich vor kurzem ebenfalls mit einem eigenen Beitrag beteiligt. Die Ausstellung mit dem Titel „Schönes Wochenende!“, die vom 1. September bis zum 3. November 2002 für Besucher zugänglich war, wies jedoch einige Besonderheiten auf: In erster Linie, so die Zielvorgaben, sollte sie einen stark regionalen Bezug haben und das Wochenende weniger in seiner historischen Dimension betrachten als das in den anderen Ausstellungen der Fall war. Gefragt war stattdessen eine Bestandsaufnahme aktuellen Wochenendverhaltens: Beginn des Wochenendes, Aktivitäten, Ablauf des Wochenendes, Arbeit und Erwerbstätigkeit am Wochenende oder auch Wünsche und Erwartungen an das Wochenende. Um diesen Anforderungen genügen zu können, wurde im Sommer 2001 eine Fragebogenaktion ins Leben gerufen, in der alle Schleswig-Holsteiner gebeten wurden, zu eben diesen Themen Auskunft zu geben. Die beinahe 900 Rückantworten bildeten dann, nach Auswertung durch die Soziologin Irmgard Herrmann Stojanov und die Volkskundler Sandra Birkoben und Guntram Turkowski, das Basismaterial für die Ausstellung im Volkskunde Museum. Ergänzt wurde die Umfrage durch einen im Frühjahr 2002 durchgeführten Fotowettbewerb mit dem Titel „Mein Sonntag“. Auch hier war die Beteiligung beträchtlich: Weit über 200 Einsendungen erreichten das Museum und bildeten eine weitere Säule der Ausstellung.

Die zweite Besonderheit des Projektes „Schönes Wochenende!“ bestand in der engen Zusammenarbeit des Volkskunde Museums mit auswärtigen Institutionen. So existierte seit drei Jahren ein Planungskreis „Schönes Wochenende!“, bestehend aus Mitarbeitern des Museums, verschiedener Kirchenkreise der Nordelbischen Evangelisch-Lutherischen Kirche und des Kirchlichen Dienstes in der Arbeitswelt (KDA) Flensburg. Auf regelmäßigen Treffen wurde der Fortgang des Projektes überprüft und vorangetrieben. So ergaben sich neben dem regen Austausch von Ideen auch vielfältige Synergieeffekte: Die Bemühungen in Pressearbeit und Bewerbung

der Ausstellung konnten – mit Erfolg – gekoppelt werden, die Publikation „Schönes Wochenende!“ enthielt neben der Auswertung der Umfrage auch verschiedene Aufsätze von theologischer Seite, ebenso konnte dem Museum eine neue Klientel von Besuchern erschlossen werden: Viele Kirchengemeinden besuchten die Ausstellung, darunter auch mehrere Konfirmandengruppen. Auch das reichhaltige Beiprogramm zur Ausstellung wurde gemeinsam bestritten: Die Eröffnungsveranstaltung am 1. September fand im Schleswiger Dom und anschließend im Volkskunde Museum statt, es folgten ein Kirchenausflug ins Museum am 8. September mit Programm „Spielen am Sonntag“, ein Erntedankgottesdienst am Montag den 7. Oktober „für Leute, die am Sonntag arbeiten müssen“ sowie eine Podiumsdiskussion am 8. Oktober zum Thema „Arbeit ist das halbe Leben“. Das bei der „Finissage“ am 3.11.2002 gezogene Fazit beider Seiten lautete dann auch: Für Kirche wie Museum war es ein arbeitsintensiver, aber auch sehr ergiebiger Blick über den eigenen Tellerrand. Gemeinsamkeiten im Interesse am Wochenende wurden erkannt, wechselseitige Vorurteile konnten abgebaut werden und viele neue Anregungen und Ideen entwickelten sich.

Zurück zur eigentlichen Ausstellung. Diese wurde im Hauptgebäude des Volkskunde Museums, dem so genannten „Körnerhaus“, aufgebaut. Es stand nach mehrjähriger Umbauphase erstmals für den Publikumsverkehr offen und wurde zeitgleich mit Ausstellungsbeginn feierlich eröffnet. Konzeptuell war vorgesehen, die Ausstellung stark auf den Ergebnissen der Umfrageauswertung basieren zu lassen, d.h. viel mit Grafiken und Texttafeln zu arbeiten. Da nach Erfahrung des Museums zu viel Text auf die Besucher schnell langweilig und abschreckend wirkt und dann in der Folge oft gar nicht gelesen wird, wurden die Textaussagen zusätzlich durch farbige Inszenierungen illustriert. So gab es zum Beispiel zum Thema „Frühstück“ als der meistgenannten, besonders zelebrierten Wochenendmahlzeit zur Texttafel die entsprechende Inszenierung „Frühstückstisch“, mit schönem Geschirr und Tischdecke, Toaster und frischen Brötchen, gekochten Eiern und der Samstagszeitung. Dabei wurde immer auch versucht, humorvolle kleine Details einzubauen, die die Besucher bei genauem Hinsehen entdecken konnten. Zum Thema Erholung und Arbeit im Garten wurde beispielsweise ein kleines, künstliches Vorgärtchen im Ausstellungsraum nachgebaut, inklusive Plastikrasen, Jägerzaun und Plüschmaulwurf. Beim Thema Sonntagsausflug konnten die Betrachter mittels eines Fernglases verschiedene Ansichtspostkarten aus Schleswig-Holstein betrachten und mussten diejenige, die nicht dazugehörig war, herausfinden – die meisten tippten dabei mit Recht auf den Fujijama, einige jüngere votierten für Helgoland. Weitere Themenkomplexe innerhalb der Ausstellung waren u.a. „Sonntagsmahlzeiten“, „Arbeit und Freizeit am Wochenende“, „Der Gottesdienst“, „Mediennutzung“, „Wochenend-

bekleidung“, „Das Wochenende früher“ oder „Typische Wochenendgegenstände“. Umrahmt wurde die Ausstellung von den Fotos des Fotowettbewerbs. Um eine unübersichtliche „Stellwandlandschaft“ zu vermeiden, wurde ein „Fotoband“ aus Holz entworfen, das in Augenhöhe vor den Wänden des Ausstellungsraumes abgehängt wurde. So konnte man die Fotos nicht nur bequem der Reihe nach und ungehindert von anderen Besuchern betrachten, zugleich rahmte das Fotoband die Ausstellungsaufbauten auch inhaltlich noch einmal ein.

Dass dieses Konzept im Großen und Ganzen aufging, zeigen die knapp 70 Besucherreaktionen, die im Ausstellungsbriefkasten hinterlassen wurden. Die Besucher freuten sich über den humorvollen wie informativen Aufbau, manch einer sah in der Ausstellung einen Denkanstoß, künftig einmal wieder genauer über den Wert des Wochenendes nachzusinnen oder verstand sie sogar als Ideengeber für eigene Freizeitaktivitäten. Bemängelt wurde unter anderem, dass die Schattenseiten des Wochenendes wie Einsamkeit, Langeweile, Depressionen, Einkaufsstreß usw., in der Ausstellung und vor allem auch in den Fotos zu wenig Raum gefunden hätten. Bei genauem Betrachten der Fotos und Lesen der Texte konnte man jedoch immer wieder Hinweise auf diese Schattenseiten finden. Zudem fühlten sich die Ausstellungsmacher hier auch an die Aussagen der Fragebögen gebunden, die diesen Themen nicht unbedingt so viel Platz einräumten, wie der Ausgewogenheit halber vielleicht wünschenswert gewesen wäre.

Doch auch einige praktische Probleme kamen vor und während der Ausstellung auf: Die niedrigen Decken und unebenen Böden des Körnerhauses zwangen zu Kompromissen in der Raumaufteilung, und die über 200 Fotos mussten so befestigt werden, dass sie nach Ausstellungsende problemlos abzieh- und wieder verwendbar waren. Die relative Enge des Ausstellungsraumes führte weiterhin dazu, dass Führungen mit größeren Personengruppen nicht immer ganz einfach zu bewerkstelligen waren. Mit einem lachenden und einen weinenden Auge sahen es die Ausstellungsmacher auch, wenn die Besucher die Inszenierungen intensiv „nutzten“, sich also an den Frühstückstisch setzten oder das Sofa in der „Medienecke“ bevölkerten: Diese Akzeptanz freute natürlich, ärgerlich war nur, dass als Untergrund für die Inszenierungen weiße Sockelelemente angefertigt worden waren, um sie vom Umraum abzugrenzen. Diese waren nach wenigen Tagen durch Fußabdrücke schon so unansehnlich geworden, dass sie regelmäßig nachgestrichen werden mussten.

Dennoch: Wenn man ein Fazit ziehen will, so kann man sagen, dass die erste Ausstellung im umgestalteten Körnerhaus trotz kleiner Detailmängel erfolgreich war, was nicht zuletzt durch die Besucherzahlen – knapp 5.000 in zwei Monaten – bestätigt wird. Auch die Zusammenarbeit von Kirche und Museum hat sich für beide Seiten bewährt und wird vielleicht an späterer Stelle in ähnlicher Form oder mit

anderen Kooperationspartnern fortgeführt werden. Erfreulich ist zu guter Letzt auch, dass mehrere Anfragen vorliegen, Teile der Ausstellung weiterverwenden zu dürfen. Somit wird die Essenz von drei Jahren Vorbereitungszeit nicht nur auf die zwei-monatige Ausstellungszeit im Schleswiger Volkskunde Museum beschränkt bleiben, sondern auch andernorts in Schleswig-Holstein und Hamburg zu sehen sein können.

GVSH online

Unter <http://www.volkskunde-sh.de> informiert die GVSH über Gremien, Aktivitäten, Veröffentlichungen und Mitgliedschaft. Dazu besteht die Möglichkeit, Kontakt zu Vorstand und Gremien aufzunehmen. Eine Linkseite lädt zu einer volkskundlichen Tour durch das Internet ein.

Buchbesprechungen

Henry Gawlick: Die Bildergalerie der kleinen Leute. Truhnenbilder in Mecklenburg und Vorpommern. Rostock (Hinstorff Verlag) 2001, 160 S., 47 farb. u. 31 s/w Abb.

Am Beispiel sogenannter Truhnenbilder und anhand literarischer Belege betrachtet Henry Gawlick, Leiter des Museums in Hagenow, in seinem sehr ansprechend aufgemachten und illustrierten Buch den Umgang mit Gebrauchsgraphik und besonders die Verwendung von Bilderbogen in Mecklenburg und Vorpommern. Mit der Bezeichnung Truhnenbilder sind gedruckte, gemalte oder beschriebene Graphiken gemeint, die in die Deckel von Truhnen eingeklebt wurden, eine Verwendungsweise, die auch für Schweden, Dänemark, Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Westfalen überliefert und für einzelne Landschaften bereits eingehend untersucht worden ist. Aus Mecklenburg-Vorpommern war darüber bisher wenig bekannt, so dass Gawlick für dieses Gebiet durchaus Pionierarbeit leistet. In seinem Untersuchungsraum hat er in mehrjähriger Sammelarbeit über 50 Truhnenbilder aus dem 18. und 19. Jahrhundert gefunden, die er ausführlich beschreibt, in den Zusammenhang von Produktion, Distribution und Nutzung einordnet und - so weit es möglich ist - als Quellen für die Einstellungen und Bewußtseinshaltungen der Rezipienten interpretiert. Er geht dabei sehr behutsam unter der notwendigen Berücksichtigung der historisch-gesellschaftlichen Hintergründe vor. Die Truhe (Kiste, Kasten, Lade, Koffer) war in ländlichen Gebieten bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts hinein das wichtigste Möbelstück zur Aufbewahrung von Kleidung, Leinenvorräten, Bett- und Tischwäsche. In vielen Fällen diente sie außerdem als Behältnis für Gegenstände, die dem Besitzer oder der Besitzerin besonders wichtig waren. So wurden darin persönliche Papiere, Geld und Schmuckstücke, aber auch das eigene Gesangbuch deponiert. Die Truhe war also ein Ort der Privatheit, und vor allem für das Gesinde, das seine wenige Habe von Dienststelle zu Dienststelle darin mitnahm, bildete sie meistens „die einzige private Sphäre in einer oft fremden Umgebung“ [S. 28]. Es ist leicht nachvollziehbar, dass die Truhe wegen dieser großen persönlichen Bedeutung nicht nur äußerlich ein Schmuckstück sein sollte, zum Beispiel durch Bemalung oder geschnittene Initialen, sondern dass die Besitzer Wert darauf legten, sie auch im Innern nach eigenem Geschmack zu verzieren, indem sie Bilder und Sprüche auf die Innenseite des Truhendeckels klebten. Eine besondere Funktion hatten Truhnen darüber hinaus zur Aufbewahrung und als Bestandteil der Aussteu-

er, die die Braut mit in die Ehe brachte. In dieser Hinsicht besaßen sie herausgehobene Bedeutung als Brauch- und Repräsentationsobjekt, weshalb es denkbar ist, wie Gawlick vermutet, „daß besonders Dinge mit Andenkenwert (Liebesbriefe, Glückwünsche u.a.) und Bilderbogen mit moralisierenden und religiösen Inhalten in die Truhendeckel geklebt wurden, um im Rahmen der Hochzeitsrituale (u.a. Vorzeigen der Mitgift und Geschenke ...) die sittlich-moralischen Wertvorstellungen der Braut ... kundzutun“ [S. 27]. Im Lauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ging die Bedeutung der Truhnen und damit der Truhnenbilder deutlich zurück. Nach bürgerlichem Vorbild wurden auch auf dem Land neue Verwahr Möbel wie Schrank, Kommode und Sekretär angeschafft, und gleichzeitig kamen relativ preiswerte, in industrieller Massenfertigung hergestellte Bilddrucke auf den Markt, die gerahmt an die Wand gehängt wurden. Die Truhnen wurden von nun an, wenn sie nicht als Feuerholz endeten, in anderer Weise verwendet, etwa zur Lagerung von Getreide oder Futtermitteln, später auch als traditionalistisches Möbelstück für das moderne Wohnen wiederentdeckt. Manchmal sind auf diese Weise die in ihren Deckeln befestigten Abbildungen bis heute erhalten geblieben. Henry Gawlick ordnet die von ihm gefundenen Truhnenbilder nach ihren Funktionen insgesamt sechs Gruppen zu. Die erste Gruppe umfaßt die Bilder zur Erinnerung und zum Andenken. Dazu zählt er in die Truhnen eingeklebte Patenbriefe, Handwerkerkundschaften, Stadtansichten, Weihnachts- und Neujahrswünsche. Die zweite Gruppe gehört mit Christus-Darstellungen, Heiligen- und Apostelbildern sowie Totengedächtnisbildern zum Bereich der religiösen Andacht und Erbauung. Zur dritten Gruppe rechnet Gawlick Abbildungen mit apotropäischem Charakter, die also vor Schaden und Unheil schützen sollten, wie zum Beispiel die sogenannten Himmelsbriefe, die zwar nicht in die Truhendeckel eingeklebt, aber anscheinend doch häufiger in Truhnen aufbewahrt wurden. Die vierte Gruppe dient zur Vermittlung von Leitbildern und Patriotismus. Sie umschließt so unterschiedliche Darstellungen wie Modeblätter einerseits und Herrscherbildnisse andererseits. Fünftens werden die Bilder zur Belehrung und Unterhaltung zusammengefaßt. Hier finden sich Abbildungen von Blumen und Tieren, damals aktuellen Ereignissen wie dem Brand Hamburgs im Jahr 1842 und noch einmal Städteprospekte, die Gawlick mit Recht nicht ausschließlich der ersten Gruppe zuordnet. Die sechste Gruppe schließlich steht in engem Bezug zum Zweck der Truhe als Aussteuermöbel und beinhaltet Spruchbilder, Liebesbriefe sowie Bilder von Verlobung und Trauung. Da sich die Truhnenbilder recht genau nach bestimmten Funktionen ordnen lassen, ist zu vermuten, dass sie von ihren Besitzern nicht undifferenziert verwendet, sondern ganz bewußt ausgewählt wurden. Der Autor weist zurückhaltend darauf hin, dass sein Buch „nur einen bescheidenen Beitrag zum umfangreichen Feld der Bildforschung leisten“ kann [S. 140]. Das ist sympa-

thisch, aber Understatement, denn seine grundsolide Studie bringt wichtige, über den regionalen Ansatz hinausreichende Hinweise zum Umgang mit populärer Graphik.

Nils Hansen

Ute Hinrichsen: „Bei der steten starken Entwicklung Kiels“. 100 Jahre Hotel Europäischer Hof und Berliner Hof. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2002, 96 S., 118 s/w u. farb. Abb.

Am 27. Juni 1902 wurde in Kiel das Hotel „Europäischer Hof“ eröffnet. Wenige Jahre später entstand auf einem daran angrenzenden Grundstück ein Erweiterungsbau, das Hotel „Berliner Hof“. Beide Häuser wurden im Zweiten Weltkrieg stark zerstört und nur der Berliner Hof konnte wieder vollständig aufgebaut und erweitert werden. Er befindet sich noch heute in der Hand der Gründerfamilie, die nach genau 100 Jahren, im Juni 2002, den unternehmerischen Aufbruch ihres Groß- bzw. Urgroßvaters feierte. Anlässlich dieses Jubiläums gab sie in Zusammenarbeit mit dem Kieler Stadt- und Schiffahrtsmuseum eine Chronik heraus, welche die Geschichte der beiden Hotels vor dem Hintergrund der Kieler Stadtentwicklung aufzeigt. Da das Buch vor allem Einblicke in einen Teil der Kieler Fremdenverkehrs- und Hotelleriegeschichte bietet, erschien es gleichzeitig als Begleitpublikation zu der Sonderausstellung „Reiseziel Kiel“, die vom 15. August bis 20. Oktober 2002 im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof zu sehen war. Ute Hinrichsen hat die individuelle Entwicklung des Familienbetriebes in ihrem jeweiligen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Zusammenhang nachgezeichnet und dabei deutlich gemacht, dass aktuelle Themen der jeweiligen Zeit, wie z. B. die Hygienefrage, die Unterbringung der aufkommenden Automobile oder die Schaffung von Tagungsräumlichkeiten, unmittelbar Eingang in die Überlegungen der Hotelleitung fanden. Die abgebildeten Fotografien, Postkarten, Anzeigen, Bauzeichnungen, Plakate, Bebauungspläne und Gästebuch-eintragen sowie die Wiedergabe von Passagen einzelner Zeitungsartikel veranschaulichen die sich wandelnden Bedürfnisse und die dadurch bedingten baulichen Veränderungsmaßnahmen sehr gut und geben manchmal auch Einblick in erwünschte jedoch nicht realisierte Pläne. Der Titel des Buches ist einem Antrag des Gründers auf eine Konzession zur Betreuung eines Hotels mit Restauration von 1901 entliehen. Dieser Gründer des Europäischen Hofes und des Berliner Hofes war Heinrich Hamann, der 1872 als eines von sechs Kindern eines Vollhufners geboren wurde. Da nur der Älteste das Hoferbe bekam, entschied Hamann sich mit 16 für eine Kellner-

lehre und ging 1900 nach Kiel, wo er eine Stelle als Oberkellner annahm. Ein Jahr später plante er den Erwerb eines bahnhofsnahe Grundstücks, auf dem bereits ein vierstöckiger Bau stand. Hamanns Ziel war, diesen in ein Hotel mit Restauration umzuwandeln, das ein vornehmes Publikum ansprechen sollte. Nachdem er Konzession und Grundstück erworben hatte, stattete er sein Haus mit 40 Zimmern mit überdurchschnittlichem Komfort aus und schnell avancierte der Europäische Hof zu einem Hotel ersten Ranges. Einige Zeit konnte er nahezu konkurrenzlos Unterkünfte in der Nähe des Bahnhofs anbieten, bis 1903 und 1908 weitere Hotels in dieser Gegend entstanden. Aufgrund der kontinuierlich steigenden Gästezahl beschloss Hamann den Bau eines weiteren Hotels und kaufte angrenzende Grundstücke hinzu. Der Neubau, der „Berliner Hof“, wurde 1911 eröffnet und erhielt großes Lob für seine moderne technische Ausstattung. Mit dem Angebot eines großen Gartenlokals mit Bier- und Weinausschank, in dem im Sommer täglich Militärkonzerte stattfanden, traf Hamann genau den Geschmack des Kieler Publikums. Selbst nach Kriegsausbruch, während andere Hotels und Restaurants zum Teil in Lazarette umfunktioni-ert wurden, veranstaltete Hamann noch Konzerte und konnte aufgrund der großen Nachfrage expandieren. Nach dem Ersten Weltkrieg war Deutschland durch den Versailler Vertrag zur Abrüstung verpflichtet, was für Kiel als bisherigen Reichskriegshafen mit schwerpunktmäßiger Ausrichtung auf die Marine und Werftindustrie gravierende Veränderungen mit sich brachte. 28000 Militärpersonen und ihre Angehörigen wanderten von Kiel ab. Die Werften mussten sich auf den Bau von Handelsschiffen umstellen. Damit war die Hauptattraktion des Tourismus - die Marine - verloren gegangen. Dennoch konnte man, ganz im Gegensatz zu der allgemeinen, von Arbeitslosigkeit geprägten Situation, im Europäischen Hof und im Berliner Hof noch unmittelbar nach Kriegsende 5-Uhr-Tees veranstalten und den anspruchsvollen Gästen etwas bieten. „Im September reichte man junge Rebhühner mit Weinkraut und Apfelmus, Pfirsich-Bowle, Gebäck und Eis, während sich die weniger begünstigten Kieler mit grünen Ausweiskarten der Nummern 8901-9050 auf der Freibank Pferdeknochen zum Preise von 25 Pfennig je Pfund abholen konnten.“ Die wirtschaftlichen Krisen der Weimarer Republik machten das Umdenken auch in der Gastronomie erforderlich. Das neue Angebot richtete sich verstärkt an Geschäftsreisende, Tagungs- und Messebesucher. Ausgelöst durch das umfangreiche Flottenbauprogramm in den 1930er Jahren stabilisierte sich die wirtschaftliche Lage und damit das Fremdenverkehrs- und Hotelwesen in Kiel kurzfristig. Die Marine sowie der Kriegshafen wurden wieder als Touristenattraktion beworben, Kiel wurde zum Austragungsort der Segelwettbewerbe der Olympischen Spiele von 1936 und die Zahl der Gästeübernachtungen stieg deutlich an. Während des Zweiten Weltkrieges starben Heinrich Hamann und seine Frau, und die jüngste der drei Töchter über-

nahm die Geschäftsführung. Die Hotels wurden in eine Kommanditgesellschaft umgewandelt, die noch heute als „Heinrich Hamann Kommanditgesellschaft mbH & Co.“ geführt wird. 1944 wurde während eines Bombenangriffs der Berliner Hof getroffen und bis auf die Außenwände und das Treppenhaus zerstört. Ein Jahr später traf es das Haupthaus des Europäischen Hofes. Insgesamt hatte die Kieler Gastronomie die Zerstörung von über 100 Gaststättenbetrieben zu verzeichnen. Nicht nur die Hotellerie, sondern die gesamte Stadt wurde durch die Luftangriffe sehr stark in Mitleidenschaft gezogen, so dass radikale Veränderungen im Stadtbild und in der Straßenführung notwendig wurden. Der Wiederaufbau führte viele Verwaltungskräfte und Geschäftsleute in die Landeshauptstadt und schuf damit einen großen Bedarf an Hotelbetten. Vorübergehend wurden die Reisenden von der Kieler Hotelbetriebsgenossenschaft, einem Zusammenschluß der Hoteliers, in umfunktionierten Bunkern untergebracht. Im Europäischen Hof und im Berliner Hof konnte bald ein provisorischer Restaurationsbetrieb aufgenommen werden, in dem die Gäste jedoch auch nur dann bewirtet werden konnten, wenn sie Lebensmittelkarten hatten. Die Unternehmerin strebte trotz der widrigen Umstände an, so bald wie möglich wieder Kundschaft aus gutbürgerlichen und gehobenen Kreisen anzusprechen und ließ schließlich Fassade und Gästezimmer wieder herstellen, den Eingangsbereich im Geschmack der 1950er Jahre neu gestalten und richtete öffentliche Tanzveranstaltungen aus. Am Anfang der 60er Jahre erhielten Restauration und Veranstaltungsprogramm jedoch einen neuen Stellenwert, so dass sich das Angebot wie in vielen anderen Hotels weitgehend auf den Garni-Betrieb beschränkte. Man verpachtete die verbliebenen Räume des Europäischen Hofes und verlegte den Kern des Unternehmens in den Berliner Hof. In den 1980er Jahren wurde Peter Meincke die Geschäftsführung übertragen, der Ende der 90er Jahre benachbarte Häuser erwarb und diese umbaute, so dass der „Berliner Hof“ heute mit 103 Zimmern und 160 Betten zu einem der größten Hotels der Landeshauptstadt Kiel zählt.

Katja Stark

Gabriele Huster: Wilde Frische – Zarte Versuchung. Männer- und Frauenbild auf Werbeplakaten der fünfziger bis neunziger Jahre. Marburg (Jonas-Verlag) 2001, 142 S., zahlr. Abb.

Thema des vorliegenden Buches der Kunsthistorikerin Gabriele Huster ist die Darstellung von Frauen- und Männerbildern auf großformatigen Werbeplakaten. Zur Vorgeschichte dieser Publikation gehört ein seltener Glücksfall: Leo Uth, Fachmann für Außenwerbung, hat zwischen 1959 und 1995 an die 100.000 Diaaufnahmen von Werbeplakaten gesammelt. Die Sammlung befindet sich als Dauerleihgabe im Museum für Angewandte Kunst in Köln, wo sie von der Autorin gesichtet und im Hinblick auf eine mögliche Ausstellung erschlossen wurde. Nach Reflexionen über das Verhältnis der Bildwissenschaften zum Massenphänomen Werbung bemerkt Huster, dass „der Flirt zwischen den Geschlechtern [...] nicht zufällig das Lieblingsthema der Werbung“ ist: „Die Kunst der Werbung besteht im Balzen und Buhlen um Aufmerksamkeit, die Kunst der Liebe im geschickten Werben um den begehrten Partner“ (S. 20). Demnach bilden Paare das ideale Werbebild, um Produkte zu bewerben, da die Konsumenten darauf achten, einen möglichst positiven Eindruck bei der Partnerwahl zu vermitteln. Für die Erforschung von Geschlechterbildern sind besonders die Produktgruppen interessant, „deren Zusatzversprechen erotischer Art sind“ (S. 21), also Werbung für Kosmetika und Textilien, Zigaretten und Alkohol. Die Analyse der Werbeposter gliedert die Kunsthistorikerin zeitlich in drei Abschnitte: Zunächst thematisiert sie die Bilder der 1950er und -60er Jahre (die „Adenauerzeit“), dann „1968 und die Folgen: Protestkultur und neue Rollenbilder der siebziger Jahre“, abschließend die Werbebilder der Erlebnisgesellschaft der 1980er und -90er Jahre. Das Vorgehen ist hierbei in allen drei Kapiteln identisch. Zunächst werden kurz und knapp einige relevante gesellschaftspolitische und alltagskulturelle Informationen der jeweiligen Zeit vermittelt, die als Rezeptionshintergrund zur Deutung der Anzeigen dienen. Alsdann werden einzelne Anzeigen exemplarisch dargestellt und mit wenigen Sätzen beschrieben und kontextualisiert.

Wie sehen nun die Männer- und Frauenbilder aus, wie verändern sie sich im Laufe der Zeit? Die Hausfrau der 1950er Jahre ist hübsch und gutgelaunt (z.B. „Hostalen“), schmiegt sich beifallheischend mit ihrer weißen Wäsche an die Seite ihres Gatten („Wipp perfekt“) und bringt dem Ehemann vom Einkauf ein Netz voll Bierflaschen mit („König-Pilsener“). Die Werbung dieser Zeit scheint das von Wuermeling propagierte Leitbild der Frau als verständnisvolle Lebensbegleiterin, als sorgende Hausfrau und Mutter zu bestätigen. Der Mann, mit Wohlstandsbauch und im reiferen Alter, hält am Gartenzaun ein Gespräch mit dem Nachbarn („HB“),

sitzt zeitungslasend und pfeiferauchend im Sessel („Moltopren“), und hält glücklich strahlend seine Bierflasche in die Kamera („König-Pilsener“). Bei den Paarstellungen verhält sich der Mann ritterlich („Overstolz“), küsst züchtig mit spitzem Mund seine Partnerin („Schwarzer Peter“) oder weist mit einer Geste stolz auf die Weihnachtsgeschenke („4711“). Beim familiären Abendbrot ist die Hierarchie offensichtlich, der Vater dominiert die Szenerie („König-Pilsener“). Berufstätige Frauen sind nur selten Sujet der Werbebilder, in einer Zigarettenwerbung beispielsweise gehen Stewardessen mit den Piloten eingehakt über ein Rollfeld hinweg („Privat 85“). Werkstätige Männer dagegen scheinen häufiger Werbemotiv gewesen zu sein: Zwei Bauarbeiter genießen eine Zigarette („Eckstein“), ein anderer „Kollege“ wirbt für Bier in der Standard-Flasche („König-Pilsener“). Seit den ausgehenden 1960er Jahren wurden jugendliche Zielgruppen vermehrt beworben. „Flower-Power“ („Sinalco Kola“), lange Haare („Bison“), Jeans- („Lee“; „Wrangler“) und Lederbekleidung („Städtische Sparkasse Würzburg“), kesse Sprüche („Velement-Gum“) und Analogien, die auf sexuelle Genüsse anspielen („Joghurt Stick“ von „Langnese“): Die Protestkultur wurde abgeschwächt und werbewirksam inszeniert. Das Frauenbild bewegte sich zwischen altmodischem Rollenverständnis und Emanzipation, hilfsbedürftige Frauen finden einen Kavalier („Ganz Nah-Zahncreme“), die selbstbewusste Frau nimmt beide – ob die abgebildeten Männer oder die Schuhmodelle gemeint sind, bleibt bewusst offen („Wessels-Schuhe“), und 1974 wird erstmals mit einer nackten Frau eine Seife beworben („Atlantik“). Die Männer auf den Plakaten suchen das Abenteuer in der Wildnis („Reval“; „Morgan“) oder auf dem Motorrad („Winston“), werden als Macho zum Objekt weiblicher Begierde („Gorden“; „Vendetta“) oder agieren auch mal in einer neuen Rolle mit Küchenschürze („Krone“). Bei Paar- oder Gruppenaufnahmen betrachten die Männer die Frauen als Lustobjekte („Arwa“-Strumpfhosen), sie können auch gemeinsam harmonisch im Familienidyll auftreten („Vernell“) oder in Alltagsszenen („Krone“) gezeigt werden. Für die 1980er und -90er Jahre, dem Zeitalter der „postmodernen Image- und Erlebniswerbung“, konstatiert die Autorin die „Sexualisierung der Emanzipation“. Männer mit einem Säugling vor der Brust werben für „Prénatal. Geschäfte für Mutter und Kind“, die Frauenzeitschrift „Freundin“ benutzt den Slogan „Die Frauen von heute machen lieber Karriere als Betten“, und zunehmend wird mit der nackten Männlichkeit geworben, der Mann wird zum „Sexsymbol“, trotz Lockenwickler und Gurkenmaske („HB“), dafür durchtrainiert und glatt rasiert („Davidoff“; „Görtz“; „H & M“). Die Frau agiert als „Luxusgeschöpf“ und liebt den „Sekt mit dem gewissen Extra“ („MM-Sekt“), die postemanzipierte Frau gibt sich sinnlich („Triumph“), zeigt Persönlichkeit („IGI & IGI“), spielt mit dem zum Klischee gewordenen Sexismus („HB Lights“; „H & M“), gibt sich „cool wie ein Kerl“ („Javaanse Jongens“). Beide

Geschlechter wurden von der Fitness-Welle tangiert, eine junge Frau im Aerobicdress fragt: „Haben Sie sich entschieden, niemals dick zu werden?“ („Lätta“), dem Bildnis eines jungen und muskulösen Mannes ist der Slogan „Du bist, was du trinkst“ beigegefügt („Sla“). Paarbeziehungen zeigen schutzsuchende Frauen und überlegene Männer („Trussardi“), Frauen, die demonstrativ den höheren Rang behaupten („Einbecker Pilsener“), Paare, in denen „sie“ die sexuell Aktivere ist und „ihm“ die Hose herunterziehen will („Gauloises“), sowie Beziehungen, in denen „er“ auf eine Bierkiste steigen muss, um mit „ihr“ auf gleicher Höhe zu sein („Karlsberg Ur-Pils“). Nachdem die „Coolness“ des „Campari“-Paares überwunden war, durften nun auch die Männer Gefühle zeigen („Peter Stuyvesant“).

In ihrem Schlusswort bemerkt die Autorin, „daß die gesellschaftliche Entwicklung den Bildern der Werbung eingeschrieben ist“ (S. 137). Die Anzeigenmotive der 1950er und 1960er Jahre halten vor allem an den traditionellen Geschlechterauffassungen fest, in den 1970er Jahren wurden die „sexuelle Revolution“ und der Jugendprotest aufgegriffen, zugleich wurden aber auch alte und neue Rollenbilder reproduziert. Die Bilderwelten seit den 1980er Jahren liefern hoch ästhetisierte Erlebnisversprechungen, die Werbung „empfiehlt sich“, so Huster, „als Lotse zur Orientierung in der Erlebnisgesellschaft“ (S. 137). Die widersprüchlichen Geschlechterbilder auf den Werbeplakaten spiegeln, wie die Autorin deutet, die Pluralitäten und die höchst unterschiedlichen Wünsche und Bedürfnisse der Gesellschaft wider. So blendet die Werbung das Scheitern privater Glücksvorstellungen aus; dies wird besonders deutlich, wenn man, wie Huster, die Werbebilder mit der Realität kontrastiert, die Flirts auf den Plakaten mit den Problemen bei der Partnerwahl im Alltag, Glück, Harmonie und Verstehen auf der einen, hohe Scheidungsraten auf der anderen Seite, immerwährende Verliebtheit gegen die oftmals enttäuschende Realität.

Die Bildbeschreibungen Husters sind mal bildungsbürgerlich geprägt - so wird z.B. der abgebildete Männerarm einer Anzeige für Tirol mit Skulpturen Michelangelos verglichen - mitunter aber auch sehr salopp und umgangssprachlich. Hier wird (wieder einmal) die eigentliche Schwierigkeit beim Umgang mit Werbebildern deutlich, die adäquate sprachliche Umsetzung des Abgebildeten. Die methodische Reflexion ist sehr kurz gehalten, in einer Fußnote wird u.a. auf John Berger und Umberto Eco verwiesen. Ein einheitliches Vorgehen ist nicht zu eruieren, vielmehr vermischen sich in den Texten Beschreibung, Deutung, Vergleiche und die gesellschaftliche Kontextualisierung. Generell geht das Werk der Autorin mehr in die Breite als in die Tiefe, einige diskussionswürdige Aspekte in den Werbeanzeigen werden nur gestreift, dementsprechend ließe sich auch über die Deutungen einiger Werbebilder streiten. Der Autorin geht es jedoch weniger um die „Werbepotschaft“ als vielmehr

um die auf den Plakaten abgebildeten Geschlechterbilder. Diesbezüglich finden sich in diesem kleinen Buch viele kluge Überlegungen, die Vielfalt der Bilder ist – obwohl hier nur exemplarisch Anzeigen eingebunden werden konnten – überraschend groß. Fazit: Gabriele Huster legt mit ihrer Arbeit einen essayistischen, amüsant zu lesenden, abwechslungsreichen und informativen Text vor. Anhand der zahlreichen Beispiele aus der Sammlung Uth zeigt die Autorin den Wandel der Frauen-, Männer- und Paarleitbilder der letzten vierzig Jahre auf, regt zum Reflektieren über die darin gespiegelten Rollen und Stereotypen an und belegt die kulturwissenschaftliche Relevanz dieser Quellengattung.

Thomas Winkelmann